

Indien driftet nach rechts
Der religiöse Extremismus
wird immer massiver. Mu-
kesh Kumar erklärt den
Kontext. HINTERGRUND 3

Einst revolutionär
Erst die Klostersaufhebung
im Aargau legte den Weg
frei für die Gründung des
Bundesstaats. REGION 4



Foto: Daniel Rihs

Hart, aber ehrlich
In der Metalchurch geht
musikalisch die Post ab.
Aber auch die Botschaften
sind «fadegrad». REGION 2

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchengemeinde enthält der zweite
Bund oder die separate
Gemeindebeilage. BEILAGE

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 1/Januar 2024
www.reformiert.info

Post CH AG

Medizin auf besonders heiklem Terrain

Medizin Weltweit zum ersten Mal ist in England eine Therapie mit Eingriffen am menschlichen Erbgut zugelassen worden. Die Hoffnungen auf die «Genschere» sind gross. Aber wann ist dies ethisch auch vertretbar?

Nur rund zwei Millionstel Millimeter misst im Durchschnitt ein DNA-Faden, der Träger von Erbinformationen in allen Lebewesen. Mit dem Verfahren Crispr-Cas – auch Genschere genannt – können Teile dieser Fäden zerschnitten und neu zusammengesetzt werden. Von diesem Eingriff in die genetischen Bausteine

von Pflanzen, Tieren und Menschen versprechen sich Fachleute viel Gutes: Tomaten mit höherem Vitamin-D-Gehalt gibt es bereits, in Entwicklung sind dürrerolerantere Nutzpflanzen und Rinder mit weniger Methan ausstoss. Bei Menschen dürfte das Verfahren inskünftig bei HIV-, Krebs- sowie vielen weiteren schweren Krankheiten Heilung oder Linderung bringen.

Vorerst profitieren davon Betroffene der Sichelzellen-Anämie. Gegen diese angeborene Genmutation wirkt das jüngst zugelassene Therapieverfahren (Box). Bei Erkrankten nehmen die roten Blutkörperchen die Form von Sichel an. Sie verstopfen Blutgefässe, führen zu heftigen Schmerzen und können zum Beispiel in Beinen und Händen bewegungsunfähig machen. Oftmals führt die Krankheit zu einem früheren Tod. Doch Kranke, die nun mit der neuen Gen-Therapie behan-

delt wurden, berichten in den Medien von grossen Erleichterungen.

Die ethische Grenze

Ebenfalls erfreut nimmt dies Markus Zimmermann zur Kenntnis. Er ist Professor für christliche Sozialethik an der Universität Freiburg, zudem Vizepräsident der Nationalen Ethikkommission (NEK). «Mit Crispr-Cas gab es beeindruckende Erfolge bei Tierversuchen und ersten Anwendungen bei Menschen. Das ist nobelpreisverdächtig und für die Betroffenen höchst erfreulich.» Bei so grossem Nutzen sei das Verfahren auch in ethischer Hinsicht «mehr als akzeptabel», sagt er.

Doch der Ethiker stellt klar, dass die Anwendung der Genschere nur bei Eingriffen an Körperzellen des einzelnen Menschen vertretbar sei. Ganz anders sehe es bei Anwendungen in der Keimbahn aus. Dabei erfolgt ein Eingriff am werdenden

Menschen, am Embryo oder an Ei- und Samenzellen. Würden diese in eine Gebärmutter eingesetzt, kämen Menschen zur Welt, die auch in den Keimzellen genetische Veränderungen hätten. Und das sei letztlich ein Eingriff in die Evolution, denn eine solche Manipulation wirke sich auf alle Nachkommen aus.

«Diese Praxis wird auch in der Wissenschaft klar verurteilt», sagt der Ethiker. Solche Versuche seien menschenverachtend und ethisch nicht akzeptabel. Zentrale Fragen rund um Ethik und sichere Anwendung seien noch ungelöst. Unklar seien auch die Nebenwirkungen für Menschen mit genetischen Veränderungen in der Keimbahn.

Noch fehlen Leitplanken

Die Fachwelt ist daher bestrebt, sich selbst ethische Leitplanken für die Anwendung zu setzen. Als Beispiel nennt Zimmermann ein Moratorium gegen das Crispr-Cas-Verfahren in der Keimbahn, das von führenden Forschenden verfasst und auch unterzeichnet wurde. Und der chinesische Forscher He Jiankui, der drei Kinder mit manipuliertem Erbgut auf die Welt kommen liess, musste für sein Experiment drei Jahre ins Gefängnis. Die Kontrolle wirke offenbar auch in China, stellt Markus Zimmermann fest.

Kritik gibt es bei den Kosten der zugelassenen Therapie gegen Sichelzellen-Anämie. Diese betragen der-

zeit rund eine Million Franken pro Patient. Doch für den Ethik-Professor ist das kein Argument, auf diese Möglichkeit zu verzichten – auch wenn es für den Grossteil der insgesamt etwa 300 000 Erkrankten zu teuer ist. Bewährt sich das Verfahren, werde der Preis fallen wie bei anderen Verfahren, etwa Aids-Medikamenten. Zudem sei heute der Zugang zu vielen Medikamenten für zahlreiche Menschen ebenfalls massiv eingeschränkt.

Was aus Sicht von Zimmermann aber fehlt, ist ein weltweit anerkannter Minimalstandard. Wie weit die Menschheit mit Eingriffen in die eigene evolutionäre Entwicklung gehen solle, müsse nun bindend festgelegt werden, findet er. Und zwar von einer von der Forschung unabhängigen Instanz. Marius Schären

«Das ist nobelpreisverdächtig und für die Betroffenen höchst erfreulich.»

Markus Zimmermann
Professor für christliche Sozialethik

Dossier

Warum es die Kirche auch im neuen Jahr noch braucht

Mitglied der Kirche zu sein, ist für viele Menschen heute nicht mehr wichtig. Auch nicht, ihren Kindern von der Kirche und ihren Inhalten zu erzählen. Sie sehen keinen Sinn darin, einer vermeintlich veralteten Organisation anzugehören, von der sie nicht wissen, wozu sie eigentlich gut ist. Ja, wozu ist Kirche gut? Für vieles!

Redaktionsmitglieder im Gespräch
Was die Kirche den Menschen alles bietet, beleuchtet das Dossier in dieser Ausgabe. Schweizer Prominente erklären, warum sie einer reformierten Landeskirche angehören. Und drei Mitglieder der «reformiert.»-Redaktion diskutieren miteinander über ihre eigene kirchliche Anbindung, über die zeitlosen Werte der Kirche und ihre Strahlkraft in dieser bewegten Gegenwart. Eine Recherche schliesslich richtet den Blick auf die Frage, wie die Kirchen kommunizieren und für ihre Angebote werben sollten. heb



Die Kirche – der Speisewagen des Lebens

Widmer

Gesinnungswechsel per Inserat gefordert

Kirche Mit einem Inserat in der «Aargauer Zeitung» Anfang Dezember hat sich die Aargauer Pastoralkonferenz an die Leitung der katholischen Kirche gewandt und zu einem Kulturwechsel aufgerufen. Die Veröffentlichung der Pilotstudie zum sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche hatte im September die Pfarreien – einmal mehr – vor die Herausforderung gestellt, für die zahlreichen Missbrauchsfälle den Kopf hinhalten zu müssen. Im privat finanzierten Inserat bekundeten über 200 Kirchenmitarbeitende und freiwillig Engagierte ihre Solidarität mit den Opfern der Missbräuche und stellten fünf Forderungen auf: geteilte sowie kontrollierte Macht; Gleichstellung von Frauen und Männern; ein Priestertum auf Augenhöhe mit dem Volk; die Aufhebung des Zölibats; und eine transparente Personalpolitik mit psychologischen Abklärungen, bevor eine Person angestellt wird. **aho**

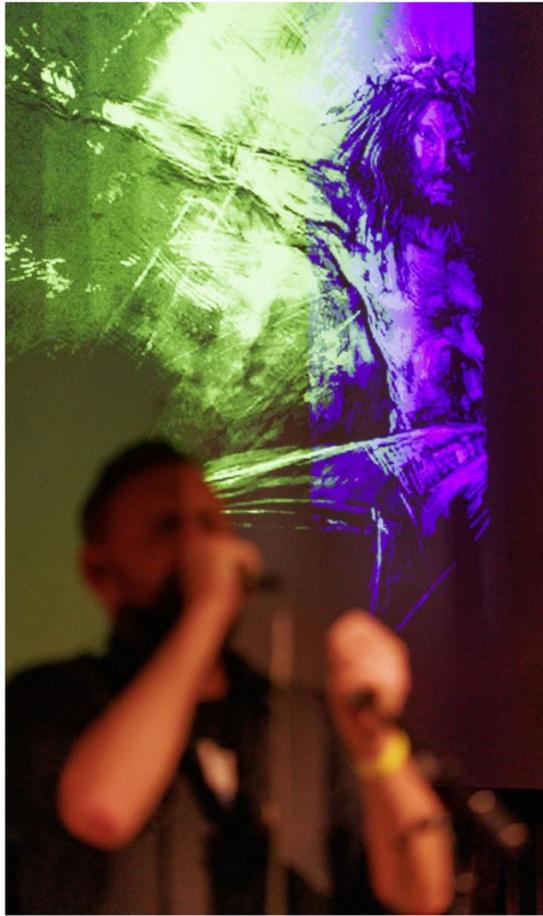
Natalie Rickli siegt über Jean-Pierre Gallati

Politik Das Bundesverwaltungsgericht hat im Streit zwischen den Gesundheitsdepartementen der Kantone Zürich und Aargau das Urteil gefällt: Die Institution Rückenwind plus in Bad Zurzach darf nicht auf die Spitalliste, wie das der Kanton Aargau vorgesehen hatte. Mit den Argumenten, die Institution würde Patientenströme beeinflussen und die Kriterien zur Aufnahme auf die Spitalliste nicht erfüllen, hatte das Gesundheitsdepartement des Kantons Zürich 2022 eine Beschwerde eingereicht. Indem das Gericht diese nun guthiesst, können die Kosten für die Behandlung der Patienten nicht den Krankenkassen und dem Kanton verrechnet werden.

Rückenwind plus ist ein Angebot für Menschen mit neurologischen Erkrankungen wie Amyotrophe Lateralsklerose, Multiple Sklerose und Parkinson sowie mit Querschnittslähmung. Im Haus in Bad Zurzach können sie bis drei Monate wohnen, wenn ihre pflegenden Angehörigen eine Auszeit benötigen oder sie die Zeit zwischen Spitalaufenthalt und Heimkehr überbrücken müssen. Die Schweizerische Paraplegikerstiftung habe erklärt, bis auf Weiteres die ungedeckten Kosten zu übernehmen, schreibt Rückenwind plus in einer Medienmitteilung. Dank dieser Unterstützung sowie der Spenden, auch von Aargauer Kirchengemeinden, könne der Betrieb vorläufig aufrechterhalten werden. Weitere Möglichkeiten will Rückenwind plus nun mit dem Kanton Aargau prüfen. **aho**

Seit 50 Jahren Seelsorge im Gesundheitswesen

Gesundheit Die Zusammenarbeit der grossen Landeskirchen mit dem Gesundheitswesen im Kanton Aargau ist in der Schweiz einzigartig. Seelsorge ist verbindlich in die Teams der Spitäler integriert. Nachdem das Angebot von 1973 bis 2022 von den Kirchen bezahlt wurde, leistet nun auch der Kanton finanzielle Hilfe, da immer weniger Menschen Mitglied einer der Landeskirchen sind, aber trotzdem ein Anrecht auf Seelsorge haben. In Zukunft müsste die Finanzierung noch einiges umfassender sein, weshalb 2024 eine Fachkommission mit Vertretern aus Kirche, Kanton und Gesundheitswesen die Arbeit aufnimmt. **aho**



Einmal pro Monat feiert die Metalchurch den Gottesdienst. Unten rechts Pfarrer Samuel Hug.



Foto: Daniel Rihs

Andacht mit lauten Gitarrenriffs

Heavy Metal Gitarrensound statt Orgel, Schreien statt Jauchzen, Lederweste statt Talar: In den Gottesdiensten der Metalchurch wird Religiosität gelebt, wie Metalfans sie suchen. Hart, aber ehrlich und immer respektvoll.

Gleich nach der Ausfahrt 42 im Niemandsland der längsten Autobahn der Schweiz, wo sich Weide an Weide reiht, ist das Soho zu Hause, benannt nach einem bekannten Ausgehquartier. Der Club, in dem vor allem Tanzmusik gespielt wird, ist auch Schauplatz des «Heavy Sanctum»-Gottesdiensts sowie Partner der Metalchurch. Diese rief der Pfarrer Samuel Hug vor gut elf Jahren ins Leben. Zunächst betrieb er sie ehrenamtlich, bis ihn 2022 die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn anstellten. Der 42-Jährige darf sich daher offiziell als Metalpfarrer bezeichnen.

Der Verein zählt rund 90 Freiwillige, die sich an Konzerten, Festivals und in Gottesdiensten engagieren: als Festivalseelsorger am Greenfield, im Gebetsteam oder einfach beim Organisieren und Ausrichten. «Wir sehen uns als reformierte Kirchengemeinde für die Metalszene», sagt die Sozialdiakonin Nadine Zurbrügg. «Aber statt an einem geografischen Gebiet, orientieren wir uns an einer bestimmten Menschengruppe.»

Drei Bands pro Gottesdienst Ein grosser Teil der finanziellen Mittel kommt von der reformierten Kirche, der andere über Spenden und

Kollekten. Der Heavy-Metal-Gottesdienst findet einmal im Monat am Sonntagabend statt. Dabei werden nicht weniger als drei Konzerte gespielt, auch den Gottesdienst begleitet Live-Metalmusik.

Erste Metal-Gottesdienste gab es 2012 im ehemaligen Downi Club in Worblaufen, einem beliebten Treffpunkt der Metalszene, hier im ehemaligen Schützenhaus in Wangen an der Aare finden sie regelmässig seit 2020 statt. Als Veranstaltungsort kam eine Kirche nicht infrage. «Wir wollten die Metaller nicht zu uns holen, sondern dahin gehen, wo sie sich aufhalten», sagt Zurbrügg. Einige Protagonisten des Abends versammeln sich auf der Terrasse: Samuel Hug trägt seine mit Band-Aufnahmen und Pins geschmückte Lederweste aus schwarzem Jeansstoff, neben ihm stehen der Metal-Seelsorger und einige Musiker. Nachdem letzte Details besprochen sind, schliesst der Pfarrer die Augen für ein kurzes Gebet. Aus den Boxen im Clubraum dröhnt derweil «Sabotage» der Rapcore-Band Beastie Boys.

Mehr und mehr Besucher treffen ein, sie bestätigen das Klischee: lange Haare, Lederjacken, schwarze Kapuzenpullis mit grimmigen Motiven. Am Ende werden es weit über hun-

dert sein. Viele kennen sich. Man umarmt sich, erkundigt sich nach Familie und Freunden, hat die eigenen Kinder dabei. Von Hug sind alle vier da. Der Älteste kümmert sich um die Lichtanlage.

Auch Sämi Bernhard ist mit seiner Ehefrau und den Kindern da. Unter dem üppigen, rötlichen Bart verbirgt sich ein zu Spässen aufgelegtes Lächeln, das fast bis zu den Augenwinkeln reicht. Auf seinem schwarzen T-Shirt prangt ein Toten-

«Wir wollten die Metaller nicht in die Kirche holen, sondern dorthin gehen, wo sie sind.»

Nadine Zurbrügg
Sozialdiakonin Metalchurch

schädel, aus dem ein Kreuz ragt. Seine Liebe zur Metalmusik und das Aufwachsen in einer religiösen Familie sind symptomatisch für das Dilemma vieler Mitglieder der Metalchurch. In der christlichen Szene ist die Musik aufgrund ihrer Symbolik und der Texte verpönt. Gerüchte wie jene, dass es sich dabei um versteckte Teufelsanbetungen handle, halten sich hartnäckig.

«Als gläubiger Jugendlicher belastete es mich, ständig in dieser Spannung zu sein» erzählt er, der heute 31 Jahre alt ist. Er war und ist noch immer ein grosser Fan von Iron Maiden. «Ich wusste nicht, ob ich das als Christ überhaupt hören darf.» Es sei befreiend gewesen, zu entdecken, dass auch andere Christen Metal hören und es «bei Gott mehr Platz hat, als wir manchmal denken».

Kritisch beäugt

Die Reaktionen in der Kirchenlandschaft seien gemischt gewesen, erinnert sich Sozialdiakonin Zurbrügg an die Anfänge: «Wir haben seit jeher viel Zuspruch erfahren, mussten uns zuerst aber auch vielen Fragen stellen.» Etwa, ob Kirche und Metalmusik überhaupt zusammenpassen.

Sie zieht lieber Parallelen, als dass sie Gegensätze hervorhebt: «Man unterschätzt die Metaller ein bisschen. Das ist eine sehr starke Musik, die hinschaut, die wehtut, mit Texten, die institutionskritisch sind und fordernd.» Da stosse man sehr schnell an die existenziellen Fragen und komme in den Kontakt mit religiöser Spiritualität. Sie beginnt zu lachen: «Und Kreuze sind da ja sowieso überall.»

Tatsächlich gebe es zahlreiche religiöse Heavy-Metal-Musiker, und die Spannweite an Bands an ihren Events sei gross, sagt Samuel Hug: «Wir möchten nicht in Schulbanden denken, aber uns ist wichtig, dass die Song der Bands weder blasphemisch, rassistisch oder pornografisch noch gewaltverherrlichend sind. Sie dürfen aber anstössig sein und zum Nachdenken anregen.»

Die starke Botschaft

Es geht los. Sänger Silas Bitterli von der Gottesdienstband Melodic Confession schmettert das volkstümliche «Du grosser Gott» von Oswald Sattler in den Saal, als wäre es von der deutschen Rockband Die Toten Hosen. Das Publikum rückt allmählich zur Bühne auf, die Metaller singen mit, applaudieren. Der Sänger hat einzig das Wort «jauchzen» im Refrain durch «schreien» ersetzt, der Text wird auf einer Leinwand eingeblendet: «Dann schreit mein Herz dir, grosser Herrscher, zu, wie gross bist Du ...»

Als Samuel Hug für die Predigt ans Pult tritt, weiss er, dass die Gemeinschaft Klartext und kein Lavieren von ihm erwartet, denn «die Realität ist manchmal echt zum Kotzen». Er spricht von Macht und insbesondere deren Missbrauch – im Krieg wie in den eigenen, christlichen Reihen, von moralischen Abgründen zwischen Anspruch und Realität. «Es wird oft gefragt, ob die Welt nicht ein besserer Ort wäre ohne die Kirche.»

Der Metalpfarrer räumt ein, dass sich die Kirche als Institution zu vielen blinden Flecken verschliesse, genauso wie das viele Menschen täten, wenn sie einem Machtanspruch erliegen. «Selbst die Metalszene, die sich als eine grosse Familie versteht, ist davor nicht gefeit.» Nicht zuletzt sei es die Aufgabe der Gemeinschaft, Menschen zu ermächtigen, statt sich ihrer zu bemächtigen, und Pluralisierung und Vielfalt zu fordern. Die Mitglieder der Metalchurch nicken. Dann sprechen sie gemeinsam das Vaterunser. **Alexander Vitolic**

Hindu-Nationalismus führt zu immer mehr Gewalt

Politik Indien wählt im Frühling ein neues Parlament, in dem die rechtskonservativen Kräfte bereits die Mehrheit haben. Für Muslime und Christen sieht die Zukunft nicht gut aus.

Indien wählt diesen Frühling ein neues Parlament. Die hindu-nationalistische Bharatiya Janata Party (BJP) von Premierminister Narendra Modi dürfte erneut die Mehrheit der Sitze stellen und sogar zu legen. Was heisst das für das Zusammenleben der Religionen?

Mukesh Kumar: Das könnte diverse Auswirkungen haben. Die BJP stellt die Rechte religiöser Minderheiten immer mal wieder zur Diskussion. Politische Situationen sind jedoch komplex, und die Koexistenz der Religionen hängt von vielen Faktoren ab, darunter die spezifische Politik der Regierung, die Aktionen der Zivilgesellschaft und die Reaktionen der Religionsgemeinschaften.

Wo liegen die Ursprünge des Hindu-Nationalismus?

Die britischen Kolonialherren formten aktiv die Wahrnehmung von Indiens Identität. Britische Orientalisten konstruierten ein Narrativ, das die vermeintliche Überlegenheit der britischen Zivilisation gegenüber der vermeintlichen Rückständigkeit der indischen Gesellschaft hervorhob und den Hinduismus als statisches, rituelles und abergläubisches System darstellte. Damit förderten sie hinduistische Nationalgefühle, und Hindu-Nationalisten unterstrichen die Lebendigkeit und Authentizität ihres kulturellen Erbes. Um sich ihre Macht zu sichern, liessen sich die Briten schliesslich darauf ein und stellten sich als Verteidiger der Hindu-Kultur gegen angebliche islamische Invasoren dar. Sie versprachen die Rückkehr zu einem vor-muslimischen goldenen Zeitalter. Dies trug zu kommunalen Spannungen und zur Teilung Indiens bei.

Die Kolonialherren kamen aus dem christlich geprägten Westen. Welche Rolle spielten die Missionare?

Die Beziehung zwischen Kolonialisten und Missionaren war komplex. Bevor Indien eine britische Kolonie wurde, waren Teile des Landes durch die East India Company beherrscht. Diese hatte nur ein ökonomisches Interesse und wollte Profit machen. Sie hatte kein Interesse daran, sich kulturell oder religiös einzumischen. Um Inder anstellen zu können, mussten diese Englisch lernen. Das übernahmen die evangelischen Missionare, die ab 1833 nach Indien kamen und Schulen gründeten, damit Menschen die Bibel lesen können – darunter Leute der Basler Mission.

Veränderte sich das, nachdem Indien direkt der britischen Krone unterstellt wurde?



Mukesh Kumar, 34

Der Historiker war bis Ende 2023 Postdoktorand an der Professur für Geschichte der Modernen Welt an der ETH. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen unter anderem die religiös-kulturellen Beziehungen zwischen Islam, Hinduismus und Christentum. Er referierte an der Konferenz von Mission 21 zur Geschichte des Hilfswerks.



Die rechtsnationale Bharatiya Janata Party will einen Hindu-Staat.

Foto: Keystone

Die Kolonialisten fühlten sich religiös den protestantischen Missionaren nahe, aber sie blieben auf Distanz, denn sie wollten es sich nicht mit der grossmehrheitlich hinduistischen Bevölkerung verscherzen.

Wie reagierte die indische Bevölkerung auf die Missionare?

Je nach sozialer Schicht. Die indische Gesellschaft ist stark durch das Kastensystem, eine strenge soziale Rangordnung, in die man hineingeboren wird, fragmentiert. Die oberste Kaste sind die Brahmanen. Sie sahen ihre Macht durch die Missionare bedroht, denn für Protestanten sind vor Gott alle gleich. Am meisten Anhänger fanden die Missionare bei den Billavas, einer grossen ethnischen Gruppe in Südindien, die im Kastensystem zuunterst steht. Für die Billavas war das Christentum ein Weg, ihrem niederen sozialen Status zu entkommen.

Und verbesserte sich ihre Situation dann tatsächlich auch?

Ja. Indem sie Schulen besuchten, fanden sie bessere Arbeit, auch in der Verwaltung, vorab die zweite Generation von Familien, die konvertiert waren. Insgesamt jedoch traten nur wenige Menschen zum Christentum über. Die Missionare waren nicht interessiert, möglichst viele Menschen zu bekehren. Die Basler Missionare etwa wollten nur echte Überzeugte in ihre Glaubensgemeinschaft aufnehmen. So war es ihnen denn nicht geheuer, als gleich die ganze Gemeinschaft der Sekte Lingayats, die für die Gleichstellung aller Menschen war, konvertieren wollte.

Die christlichen Schulen sind in Indien auch heute noch sehr beliebt. Darf man dies als ein positives Erbe der Missionare betrachten?

Ja, sie hatten zunächst vor allem im Süden Indiens einen grossen Einfluss, doch auch in anderen Gebieten gab es protestantische und auch katholische Schulen. Viele rechte

Politiker, die heute in Indien Stimmung gegen Muslime und Christen machen, gingen auf christliche Schulen. Die öffentlichen Schulen sind nicht von guter Qualität, und wer Geld hat, schickt seine Kinder auf die christlichen Privatschulen. Lange Zeit standen diese Schulen aber allen offen, was die Brahmanen nicht goutierten.

Wie kann es sein, dass jene, die christliche Schulen besuchten, nun gegen Christen und auch Muslime Stimmungen machen?

Die Anfeindungen gegen Christen haben heute vor allem damit zu tun, dass Christen mit den Kolonisatoren gleichgesetzt werden. Sie symbolisieren den westlichen, weissen Imperialismus, westliche Modernität, westliches Denken und Verhalten. Das wird als Bedrohung der Hindu-Kultur gesehen, deren Vorherrschaft die Rechten zum Ziel erklärt haben. Die meisten Menschen leben trotz religiöser und sozialer Unterschiede friedlich zusammen. Die Grenzen zwischen den Religionen sind oft fließend. Viele Christen glauben zum Beispiel an Karma, viele Hindus verehren Jesus. Aber der Hass unter den Religionsgemeinschaften wächst. Christen werden oft

«Die Christen symbolisieren den westlichen, weissen Imperialismus und die westliche Modernität.»

«Niemand spricht das unfaire Kastensystem an. Lieber schafft man Feinde: Christen und Muslime.»

als Abfällige vom richtigen Glauben gesehen. Es geht letztlich um die Verteilung von Macht wie auch um politische Mobilisierung.

Unter den Anhängern von Narendra Modi und seiner Partei sind viele Menschen aus den unteren Kasten. Indem sie den Nationalismus mittragen, bestätigen sie das Kastensystem, das sie selbst diskriminiert. Wie ist das zu erklären?

Die Rechtsnationalisten in der indischen Politik gehören zumeist den obersten Kasten an, und sie betreiben ein Doppelspiel: Zwar sind heute fast 50 Prozent der Plätze in der höheren Bildung für Menschen aus niedrigen Kasten reserviert. Das hört sich nach viel an, aber der Anteil Menschen niedriger Kastenzugehörigkeit ist viel grösser als jener aus den oberen Kasten. Zudem bekommt nur einen Platz, wer die Idee des Hindu-Staats mitträgt. Die Quoten sind insgesamt in erster Linie ein Mittel, um die Leute stillzuhalten. Niemand spricht das unfaire System an, das zahlreiche Menschen in der Armut hält. Um sich an der Macht zu halten, schafft man lieber gemeinsame Feinde: die Christen und Muslime. Leider wird das in der indischen Diaspora mitgetragen.

Mission unter der Lupe

Im November veranstalteten Mission 21, die ETH Zürich und die Universität Lausanne eine internationale Konferenz zur Geschichte der Basler Mission in Indien während der Kolonialzeit. Über ein Dutzend Forscherinnen und Forscher aus Indien, Deutschland und der Schweiz diskutierten die neusten Ergebnisse zu den sozialen, ökonomischen und politischen Beziehungen zwischen der Basler Mission und Indien im 19. Jahrhundert. Die wissenschaftliche Aufarbeitung ihrer Geschichte ist für das evangelische Missionswerk in Basel ein wichtiges Anliegen. Die Konferenz ergänzt die seit 2021 stattfindende Webinarreihe «Mission Colonialism Revisited».

Die Verfassung verbietet Diskriminierung aufgrund religiöser Gesetze. Warum bleiben die Kasten in der Politik ein Tabu?

Sowohl die Rechten, die Mitte wie auch die Linke haben den gleichen sozialen Hintergrund, sie stammen aus den oberen Kasten. Manche wollen gar den erleichterten Zugang für die Kastenlosen aufheben. Es gibt nur ein paar Vertreter der Dalit, der kastenlosen Schicht, die die Diskriminierung durch das Kastensystem offen kritisieren, sie haben auch politische Parteien. Aber sie haben zu wenig Macht.

Inwiefern beziehen sich die Hindu-Fundamentalisten auf die Religion?

Sie legitimieren beispielsweise das Fortbestehen der Kasten auf ihr Vorkommen in den heiligen Schriften, den Veden. Sie sagen, dass sie das Kastensystem nicht leben, weil sie schlechte Menschen sind, sondern weil das ihrer Religion entspreche. Eine wichtige Rolle im Nationalismus spielt auch Rama, der Held des Epos Ramayana, nebst dem Mahabharata die wichtigste Geschichte der Hinduisten. Rama wird nicht als Gott, sondern als idealer, rechtsschaffender Mensch verehrt. Der Legende nach war Ramas Geburtsort in Ayodhya, dort, wo bis zum Jahr 1992 eine Moschee stand. Die Nationalisten vermochten 100 000 Menschen zum Sturm auf die Moschee aufwiegeln, es kam zu 2000 Toten.

Zurzeit wird dort ein Tempel für Rama gebaut.

Ja. Die sogenannte Ayodhya-Kampagne erwies sich als effektive Mobilisierungsstrategie und als Aufbruch in ein neues Zeitalter. Die Betonung des Gegensatzes zwischen Hinduisten und Muslimen wie auch das Schüren von Ängsten vor der Überfremdung wurden ein wesentlicher Teil der politischen Rhetorik.

Ist der säkulare Staat in Gefahr?

Der indische Säkularismus ist anders als der westliche. Im Westen sind Staat und Religion getrennt, und die Religion gehört ins Private. In Indien geht es darum, Respekt vor allen Religionen zu gewähren, Staat und Religion sind nicht per se getrennt. Jetzt scheint der Staat tendenziell die hinduistische Mehrheit zu favorisieren. Seit Narendra Modi an der Macht ist, sind die religiösen Kräfte stärker geworden. Aber noch immer sind viele Inderinnen und Inder gegenüber anderen Religionen sehr tolerant. Zum Glück ist der oberste Gerichtshof immer noch ziemlich unabhängig und progressiv. Auch wenn er zu 90 Prozent aus Brahmanen besteht, welche die Arbeit von ihren Vätern erben, und leider überhaupt nicht divers ist. Aber ich weiss nicht, wie es in den unteren Gerichten aussieht. Ich fürchte: weniger gut.

Interview: Anouk Holthuizen

Der bürgerliche Aargau war einst ganz revolutionär

Politik Erst die Klösteraufhebung im Aargau 1841 legte den Weg frei für die Gründung des modernen Schweizer Bundesstaats. Es war ein Höhepunkt im Konflikt zwischen Kirche und Staat.

27. Januar 1841 vor den Pforten des Klosters Muri: Mönche nehmen weinend Abschied von ihren Verwandten und Mitbrüdern, vom vertrauten monastischen Zusammenleben. Auf ihre Leiterwagen sind Tische und Stühle, Kleider und Bücher gepackt. Soldaten kontrollieren mit Argusaugen, dass nichts Wertvolles aus dem Kloster unter den Habseligkeiten versteckt wird.

Das Kloster Muri hört mit diesen Szenen auf zu existieren und mit ihm sieben weitere Aargauer Männer- und Frauenklöster. Mit harter Faust hatte sich die radikalliberale Regierung durchgesetzt und den Weg gebahnt für ein Staatswesen, in dem Staat und Kirche streng voneinander getrennt sein sollten.

Nicht nur Sieger

Der Aargauer Funke sollte eine Kettenreaktion auslösen. Am Ende der turbulenten Wirren der 1840er-Jahre bildete sich der moderne Schweizer Bundesstaat heraus. Doch wie bei der Reformation vor mehr als 500 Jahren gibt es auch in dieser Geschichte nicht nur Sieger, sondern Besiegte, wie die Mönche von Muri.

So sieht das auch der Aargauer Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg: «Natürlich kam es zu entwürdigenden Szenen, als das Kloster aufgehoben wurde. Auch kann ich mich als Nachgeborener bis zu einem gewissen Grad in die Tragik hineinversetzen, welche die davongejagten Benediktiner erlebten.»

Aber diese Geschichte habe im Rückblick zu einem guten Ende geführt, betont Weber-Berg. Denn das Ideal der liberalen Akteure hat sich durchgesetzt. Heute könnten Reformierte, Katholiken, weitere Konfessionen und Religionen und Atheisten in Frieden zusammenleben.

Von einem solchen Staatsmodell wollten die papsttreuen Anführer des erkonservativen Bünzer Komitees im Freiamt damals nichts wissen. Sie forderten konfessionell getrennte Schulen und als katholische Minderheit mit einem Bevölkerungsanteil von 47 Prozent die gleiche Anzahl Sitze im Kantonsrat. Die Liberalen beharrten dagegen auf dem Grundsatz: Ein Mann, eine Stimme. Weder Zensus noch Konfession sollten ein besonderes Gewicht haben.

Am 5. Januar 1841 stimmten die Aargauer Männer den neuen Verfassungsgrundsätzen zu. Die paritätische Besetzung des Grossen Rats war somit Geschichte. Das Ergebnis



Die Verachtung von Jesuiten wird auf dieser Karikatur von 1844 zur Christenpflicht erklärt.

Foto: Zentralbibliothek Zürich

zeigte: Nicht nur Reformierte verhalfen der neuen Verfassung zum Sieg, sondern auch viele liberal denkende Katholiken im Fricktal und in den konfessionell gemischten Regionen um Baden herum.

Revolte mit neun Toten

Anders das Freiamt. Hier präsentierte sich die katholische Bevölkerung klerikal-konservativ. Die Empörung war gross, dass das Stimmgleichheitsprivileg für den Grossen Rat nicht mehr gewährt wurde.

Dass die Ultramontanen, also die papsttreuen Anführer, ins Gefäng-

nis mussten, liess die Emotionen hochkochen. Wie im Drehbuch der Regierung vorgesehen, reagierten die Freiamtler mit militantem Widerstand. Am 11. Januar 1841 stoppten die zahlreich mobilisierten Regierungstruppen den bewaffneten Umzug der Katholiken. Im kurzen Gefecht gab es neun Tote.

Der hartgesottene Liberale

Jetzt machte das Wörtchen Putsch die Runde. Damit schlug die Stunde eines hartgesottenen Liberalen: Augustin Keller aus dem Freiamt. Als antiklerikaler Katholik woll-

«Ich weiss nicht, ob es ohne diesen Rechtsbruch zu einem Bundesstaat gekommen wäre.»

Jo Lang
Historiker

te er eine geschichtsträchtige Zäsur erzwingen. Gewürzt mit einer Prise Demagogie, verkündete der Regierungsrat am 13. Januar im Aargauer Grossen Rat: «Stellen Sie einen Mönch in die grünen Auen des Paradieses, und so weit sein Schatten fällt, versengt er jedes Leben, wächst kein Gras mehr!» Aus politischen Gründen seien die Aargauer Klöster allesamt aufzuheben, lautete seine Schlussfolgerung.

Noch bis in die 1960er-Jahre wurde in der katholisch-konservativen Publizistik empört Kellers Satz zitiert. Auf der Gegenseite schmückten liberale Karikaturisten das Klischee vom verfressenen, frivolen und faulen Mönch aus. Für den katholischen Kirchenhistoriker an der Universität Luzern, Markus Ries, ist klar, dass sich die längste Fassade der Eidgenossenschaft, die das Kloster Muri zierte, zu einer vortrefflichen Angriffsfläche verwandelte. «Reichtum und Schmarotzertum lagen da in der Luft», sagt er. Mönche seien seit der Aufklärung die Buhmänner par excellence gewesen. «Ungefähr wie die Banker heute.»

Trotz des kulturkämpferischen Radaus begrüsst Markus Ries, dass die Klösteraufhebung als Initialzündung über die Zwischenstationen Jesuitenberufung, Freischarenzüge, Sonderbundskrieg schliesslich zum modernen Bundesstaat führte: «Mit dem Kompromiss eines Zweikammersystems haben die Sieger auch den katholischen Kantonen politischen Gestaltungsraum gegeben. Langfristig hat dies zur Aussöhnung mit dem neuen Staatswesen geführt.»

Befreiung aus Korsett

Das Opfernarrativ von den armen Mönchen behagt dem Historiker und Alt-Nationalrat Josef Lang hingegen nicht. Selbst im Freiamt mit der Erzählung von den gewalttätigen radikalen Liberalen aufgewachsen, nimmt er ebendiese und vor allem Augustin Keller in Schutz. Nur dessen couragierter Schritt habe die Schweiz aus dem starren Korsett befreit. Denn der von der reaktionären Heiligen Allianz verfügte Bundesvertrag von 1815 hätte die Schweiz unveränderlich dazu verurteilt, ein loser Staatenbund zu bleiben. «Der Bundesvertrag verabsolutierte die Hoheit der Kantone, verbot ihnen allerdings eine Sache: die Aufhebung der Klöster», sagt Jo Lang. Deshalb setzte Keller den Hebel am wirkungsvollsten Ort an und brachte eine Dynamik in Gang, die über den Sonderbundskrieg schliesslich in die moderne Verfassung des Bundesstaats von 1848 mündete.

Jo Lang wagt gar die Thesen: «Ich weiss nicht, ob es ohne diesen radikalen Rechtsbruch zu einem schweizerischen Bundesstaat gekommen wäre.» Augustin Keller selbst sprach später im Rückblick auf den Klosterstreit ganz selbstbewusst von einer «Bundesrevolution». Delf Bucher

Bestattete Herzen und Seligsprechungen

Monarchie In der Loretokapelle des Klosters Muri wird Weltgeschichte erzählt. Dort sind die Herzen des letzten Habsburger Kaiserpaars bestattet.

Der Kanton Aargau und die Habsburg-Dynastie blicken auf eine lange und komplizierte Beziehungsgeschichte zurück. Einst das Geschlecht unbedeutender Landgrafen, gelang den Habsburgern der Aufstieg zur Erbmonarchie eines ausgedehnten

Vielvölkerstaats. Auch 1841 erinnerte man sich an die vor langem verlorenen Stammlande. Mit scharfem Ton wandte sich aus Wien Fürst Metternich an die Aargauer Regierung und forderte die Wiedereinsetzung des Klosters Muri, das im Jahr 1027

schliesslich von den Habsburgern gegründet worden war. Geflissentlich übersah der Chefdiplomate der Heiligen Allianz, dass Österreich unter der Regentschaft von Joseph II. 800 Klöster aufgehoben hatte.

Vergebliche Putschversuche

Die Wiener Einmischung war erfolglos, aber Muri blieb ein Sehnsuchtsort der Habsburger. In der Loretokapelle des Klosters sind viele Herzen bestattet. Das berühmteste von ihnen schlug einst in der Brust Karls I., des letzten Kaisers der K.-u.-k.-Monarchie. Nach dem Tod von Karl im Exil von Madeira 1922 wurde sein Herz aus dem Leichnam her-

ausgelöst. Bevor er auf die Insel verbannt wurde, versuchte er von der Schweiz aus gleich zweimal einen Putsch in Ungarn anzuzetteln.

Die Herzensgeschichte hat bei den Habsburgern eine lange Tradition. Davon zeugen 53 Silberurnen und eine Goldurne in der Loretokapelle der Wiener Augustinerkirche. So war der Gang zum Kloster in Muri für das aus Österreich mit dem Ende des Ersten Weltkriegs verbannte Herrscher Geschlecht denn auch nichts Ungewöhnliches.

1971 trennte sich Zita von ihrer Herzenschatulle, die sie bis dahin auf Schritt und Tritt begleitet hatte, und bestattete das Gattenherz in Mu-

ri. Nach ihrem Tod wurde auch ihr Herz dort beigesetzt.

Das selige Herz von Karl I.

Wer sich in der klösterlichen Loretokapelle in Muri einfindet, der kann sogar zum Herz eines Seligen beten. Denn trotz der fragwürdigen Biografie des letzten Kaisers wurde das Bemühen seiner resoluten Gattin Zita, ihn seligzusprechen, nach ihrem Hinschied von Erfolg gekrönt.

Papst Johannes Paul II. sprach 2004 den letzten Kaiser von Habsburg selig. Und seit 2009 läuft auch das Seligsprechungsverfahren für Zita Maria delle Grazie Habsburg-Lothringen. Delf Bucher

DOSSIER: Warum Kirche?



Die Kirche leistet einen wichtigen Beitrag für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Sie mobilisiert freiwilliges Engagement, um sozial schwächere Gruppen auf der Basis christlicher Werte zu unterstützen. In unserer Gemeinde gelingt es, dank einem herausragenden Pfarnteam und einer kompetenten, passionierten Kirchenpflege, die Kirche breit in der Bevölkerung zu verankern. Schwächere Kirchgemeinden sollten sich von stärkeren inspirieren lassen, um so noch mehr positive Wirkung zu erzielen.

Peter Wuffli, 66
Ehemaliger CEO der UBS



Als Kind bedeutete Kirche Religionsunterricht. Dass Kirchen eine so grosse Geschichte haben, wurde mir erst viel später klar. Ich habe auch nicht verstanden, wieso es so wichtig ist, reformiert und katholisch zu trennen. Ich bin demnächst in Berlin und werde bei der Gedächtniskirche, einem Mahnmal gegen den Krieg, Kerzen anzünden.

Tonia Maria Zindel, 51
Schauspielerin



Die Kirche gibt mir Halt. Sie gibt mir Atem. Sie unterstützt mich und hilft mir, politisch und persönlich. Ich bin froh, dass es sie gibt. In Zeiten wie diesen merke ich ganz besonders ihren guten Geist, überall, auf Schritt und Tritt. Das ist meine Vorstellung von Kirche: Sie ist einfach da, wenn wir sie brauchen. Kirche tut gut.

Mario Fehr, 65
Regierungsrat des Kantons Zürich

Darum Kirche!



Ein Menschenleben allein ist zu kurz, um auf die grossen Fragen nach Gott Antwort zu finden. Ich brauche die jahrhundertealte, weltumspannende Gemeinschaft der Suchenden, Betenden, Disputierenden. Ein Menschenleben allein ist zu kraftlos, um einen Unterschied zu bewirken. Ich brauche die Gemeinschaft aller, die in der Nachfolge Jesu Frieden stiften, Versöhnung leben, für Gerechtigkeit kämpfen. Aus allem, was die Kirche tut, erwächst nicht nur für Christenmenschen viel Gutes.

Rita Famos, 57
Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche



Ich bin Mitglied der reformierten Kirche, weil mich die Menschen, Geschichten und Lieder des christlichen Glaubens seit meiner Geburt begleiten. Mit den Menschen kann ich durch die Verbundenheit der Gemeinde im Austausch sein über den Glauben und die Religion. Die Geschichten möchte ich immer wieder neu hören und teilen. Und die Lieder – ja, die Lieder klingen nun mal am schönsten in einer Kirche.

Lea Wenger-Scherler, 34
Pfarrerin in Bürglen BE, «Wort zum Sonntag»



Als Präsident des Cevi Schweiz finde ich es wichtig, Mitglied der reformierten Kirche zu sein. Das Engagement der Kirche für die Gesellschaft ist nicht zu unterschätzen, geht aber oft vergessen. So können etwa auch Kinder aus ärmeren Familien ins Cevi-Lager, weil die Kirche einspringt. Die Kirche übernimmt hier einen Teil der Sozialhilfe, die der Staat nicht bietet – genau darum bin ich gern Mitglied.

Beat «Zottel» Temperli, 34
Präsident Vorstand Cevi Schweiz



Ich bin zum einen aus familiärer Tradition in der Kirche. Aber auch aus persönlicher Überzeugung: Mir ist der Glaube wichtig, und ich versuche ihn zu ergründen und zu leben. Das ist für meine gesamte Familie so. Ich sehe die Kirche auch als gesamtgesellschaftlich wichtiges Element an: Sie stellt sicher, dass wir uns bemühen, Solidarität zu leben und an möglichst viele zu denken. Gerade in der Fürsorge, und zwar für alle, etwa auch für Ältere, Einsame, Kranke oder weniger Begüterte, spielt die Kirche eine zentrale Rolle.

Stefan Meierhans, 55
Preisüberwacher



Die Kirche ist ein Ort, der hält und trägt, ein Ort, in dem ich meine innere Ruhe finde. Kirche bedeutet für mich auch Werte und Engagement. Der Einsatz für die Grundrechte und für gesicherte Sozialwerke ist gelebtes Christentum. Die Kirche soll diesen Werten eine Stimme geben. Schön, wenn Vertreterinnen und Vertreter der Kirche ihre Rolle so verstehen.

Eveline Widmer-Schlumpf, 67
Altbundesrätin

Alle drei erleben ihren christlichen Glauben als weit und bereichernd – und sehen die Kirche als Institution, die für die Gesamtgesellschaft da sein soll. Drei Mitglieder der «reformiert.»-Redaktion erzählen, was ihre Glaubensbiografie prägte, wie sie ihren Glauben weitergeben und warum es Kirche weiterhin braucht. Felix Reich ist in einem Pfarrhaus aufgewachsen, Isabelle Berger ist Pfarrerstochter und Mitglied des Kirchengemeinderats Nydegg in Bern, Constanze Broelemann ist selbst Pfarrerin.

Seid ihr an Weihnachten in der Kirche gewesen?

Felix Reich: Ja, am Weihnachtsmorgen gehe ich immer in die Kirche. **Isabelle Berger:** An Heiligabend war ich an der Christnachtfeier in meiner Kirchgemeinde.

Constanze Broelemann: Ich war am Heiligen Abend im späten Gottesdienst, dieses Mal in Deutschland, weil ich selbst keinen Dienst hatte.

Wie oft besucht ihr Gottesdienste?

Constanze: Als Pfarrerin leite ich hin und wieder Gottesdienste, aber ich gehe auch privat.

Isabelle: Ich gehe an Feiertagen wie Weihnachten oder Ostern in den Gottesdienst, ab und zu auch in den Tai-zé-Gottesdienst oder wenn ich eine aktive Rolle habe. Sei es, weil ich Musik mache oder einen Part in der Liturgie übernehme. Seit ich Kirchengemeinderätin bin, kommt das öfter vor als früher.

Felix: Im Moment besuche ich den Gottesdienst eher selten. Eure Frage klingt für mich ein wenig nach Kontrolle. Ich kann mich ja der Kirche auch verbunden fühlen, wenn der

gut mit einer Predigt leben, die mir inhaltlich weniger zusagt. Mir ist wichtig, dass die Liturgie stimmt, das ist ein Stück Heimat für mich. Der Gottesdienst sollte einen roten Faden haben und auch gut vorbe-reitet sein.

Constanze: Als ZuhörerIn bin ich Predigten gegenüber eher grosszügig und versuche, nicht zu stark zu wer-ten. Wahrscheinlich, weil ich selber Pfarrerin bin und weiss, wie an-spruchsvoll es ist, eine gute Predigt zu halten. Hier in Graubünden ist die Dorfkirche noch typisch. In Städ-ten sind Gottesdienste sicher anders gestaltet. Ich besuche auch gern mal eine katholische Kirche, aber eher wegen des Raumes.

An welchen anderen Orten praktiziert oder spürt ihr euren Glauben?

Isabelle: Der Glaube verbindet mich über den Gottesdienst hinaus mit anderen Menschen. Ich habe zum Beispiel im Kirchengemeinderat mit-geholfen, einen Adventsabend für ältere Personen zu organisieren. Mir gefallen niederschwellige Anlässe, an denen Menschen zusammenkom-men. Musik ist überdies wichtig für

Auch Isabelle ist in einer Pfarrfam- lie aufgewachsen. Habt ihr Druck gespürt, glauben zu müssen?

Felix: Ich empfand den Glauben nie als etwas Enges, stattdessen spürte ich dessen Weite. Ich hatte nie das Gefühl, ich müsste etwas glauben, und brauchte mich deshalb auch nie abzugrenzen. Dafür bin ich dankbar. Mein Elternhaus stand anderen Men- schen immer offen. Ich lernte, dass Glaube etwas ist, was über mich hi- nausgeht und mich in geheimnisvol- ler Weise trägt.

Constanze: Die Weite des Glaubens, die Felix gerade angesprochen hat, habe ich ebenfalls persönlich erlebt. Meine Mutter lädt bis heute gern Menschen ein, darunter auch un- konventionelle.

Isabelle: Ich war mir lange nicht si- cher, ob ich mit dem christlichen Glauben etwas anfangen könnte. Aber bei uns zu Hause herrschte ebenfalls kein Druck. Ich bin auch deshalb dageblie- ben, weil mich die Kirche niemals aus- geschlossen hat. Nie sag- te jemand zu mir: Aha, du zweifelst, dann musst du gehen. Heute beschäftigt mich die Frage, was es denn eigentlich heisst, reformiert zu sein.

Hast du eine Antwort gefunden?

Isabelle: Es ist zum Beispiel die Frei- heit, dass man nicht auswendig ler- nen muss, was man zu glauben hat. Ich darf mich selber und kritisch mit der Bibel und der Spiritualität auseinandersetzen. Ich schätze den persönlichen Charakter des refor- mierten Christseins. Es macht mich als Gläubige und als Mensch mün- dig. Das zeigt sich für mich darin, dass sich Frauen und Männer, Pro- fis und Laien am Gottesdienst be- teiligen können.

Constanze: Reformiert sein heisst auch, arbeitsam zu sein. Manchmal fehlt mir dabei ein wenig das Ge- nussvolle, Sinnliche.

Isabelle: Ich finde, in der reformier- ten Kirche gibt es durchaus auch Sinnliches. Die Sinnlichkeit ist ein- fach weniger üppig. Aber ein biss- chen «neidisch» blicke ich als Kunst- historikerin durchaus manchmal auf das Zeremonielle oder die gli- zernen Gewänder in der katholi- schen Kirche.

Und du, Felix? Hättest du gern etwas mehr Glitzern?

Felix: Nein. Für mich heisst refor- miert sein ganz stark gleichberech- tigt sein. Meine Mutter ist ordinier- te Pfarrerin. Was die Organisation der Kirche betrifft, bin ich sehr refor- miert. Eine Kirche, die aufgebaut ist wie das römische Imperium und die Macht allein den Männern über- lässt, die halte ich schlicht nicht für christlich. Was den Glauben an sich betrifft, sind mir Konfessionsgren- zen nicht wichtig. Mein Glaube ist durch die reformierte Theologie ge- prägt, er ist in allererster Linie je- doch christlich.

Constanze: Ich finde das Frauenthe- ma bei den Katholiken auch schwie- rig. Aber ich kenne auch sehr offene Leute bei den Katholiken: So durfte ich in Deutschland gemeinsam mit dem Priester mein katholisches Pa- tenkind taufen.

Felix, du hast drei Töchter. Wie gibst du deinen Glauben weiter?

Felix: Mir ist es wichtig, den Glauben in dieser Weite und Selbstverständ- lichkeit weiterzugeben, wie ich ihn kennenlernen durfte. Ich bin über-

«Die Kirche darf sich nie selbst ge- nügen. Sie soll in die Welt hinaus wirken, sie zum Guten verändern.»

Felix Reich
Redaktionsleiter Zürich

meine eigene Spiritualität – wenn ich selber Musik mache, singe oder einfach zuhöre.

Constanze: Oftmals muss ich schau- en, dass genug Raum für meine eige- ne Spiritualität bleibt. In meinen Rollen als Pfarrerin, Religionsleh- rerin und Redaktorin sind die The- men Glauben und Kirche vor allem für andere reserviert. Den Religions- unterricht in der Schule habe ich als neue, spannende Herausforderung entdeckt. Ich denke, es ist überaus wichtig, Kindern und Jugendlichen etwas von den christlichen Tradi- tionen mitzugeben.

Wer hat euch diese Werte mit auf den Weg gegeben?

Constanze: Vor allem meine Mutter war es, die uns mit dem Christen- tum in Kontakt brachte. Mein Vater stammt aus einer Unternehmerfam- lie, in der man sich mit Kirche eher im grossbürgerlichen Sinn befass- te. Dort hinzugehen, gehörte zum guten Ton. Meine Mutter brachte uns Kindern den Glauben näher. Und bei mir ist offensichtlich etwas davon hängen geblieben. Ich wollte mehr darüber wissen, und deshalb habe ich Theologie studiert.

Felix: Ich bin in einem Pfarrhaus auf dem Land aufgewachsen. Die Kir- che hat meinen Alltag als Kind sehr geprägt. Wir besuchten oft den Got- tesdienst. In Abendgottesdiensten bin ich oft eingeschlafen, weil mir die Stimme des Vaters so vertraut war. Rituale spielten eine grosse Rolle, verbunden mit Liedern und bibli- schen Geschichten. Das alles gab mir einen Boden.



Gottesdienst gerade nicht in meinen Lebensrhythmus passt. Wenn ich die Kirchenglocken höre, bin ich dank- bar, dass die Gemeinde Gottesdienst feiert – durchaus auch stellvertre- tend für mich. Ich besuche selber aber gern Gottesdienste und suche sie gezielt aus. In einer Kirche ist mir auch das Raumgefühl wichtig.

Wer predigt, spielt keine Rolle?

Felix: Doch, auch. Eine gute Predigt kann mich begeistern. Aber wenn mir eine Kirche gefällt, kann ich auch

Darum Kirche!

«Der Glaube ver- bindet mich über den Gottes- dienst hinaus mit anderen Men- schen.»

Isabelle Berger
Redaktorin Bern



haupt kein Bekehrungs-Typ. Meine Religiosität lebt stark davon, darin aufgewachsen zu sein. Ich hoffe, dass es mir gelingt, meinen Töchtern eine solche Geborgenheit zu vermitteln. Auch wenn einem der Glaube zwi- schendurch vielleicht nichts sagt, hat man doch einen Rucksack, den man auspacken kann, wenn es nötig wird. So erlebe ich es: Das können Lieder aus der Sonntagsschule sein, die ich singe, wenn ich Angst habe und mir die Worte fehlen. Ich möch- te meinen Kindern mitgeben, dass Glaube nicht etwas ist, was dir ein- getrichert wird, sondern etwas, was dir einen Boden gibt.

Und wie machst du das konkret?

Felix: Als meine Töchter klein wa- ren, erzählte ich ihnen Geschichten, zum Beispiel «Der Weihnachtsnarr» von Max Bolliger. Wenn ich diese Geschichte lese, denke ich: Das ist Weihnachten, das ist Christentum, darum geht es. Jetzt, wo sie grösser sind, versuche ich, offen zu sein für ihre Fragen. Sie gehen in den kirch- lichen Unterricht, daraus ergeben sich im schönsten Sinn herausfor- dernde Gespräche.

Constanze: Ich habe keine eigenen Kinder, aber Nichten und Neffen und die Schülerinnen und Schüler. Da beobachte ich: Es steht und fällt mit den Eltern, welche Haltung Kin- der zum Glauben entwickeln. Wenn mir ein Erstklässler sagt: «Das mit Jesus, das interessiert mich im Fall nicht so», dann kommt das nicht in erster Linie von ihm. Sind die Eltern gegenüber Religion nicht offen oder wenigstens neutral, kann man die Kinder schwerer erreichen. Das ist schade, denn sie verlieren dadurch die Chance, Glauben und christliche Traditionen als Kraftquelle zu erfah- ren und kennenzulernen.

Felix: Für mich geht es nicht nur ums Vermitteln, sondern auch ums Vor- leben. Ist Weihnachten ein Fest, das man einfach feiert – was ja schön sein kann –, oder signalisiert man jedes Jahr, dass diese Geschichte et- was mit unserem Leben zu tun hat? Da passierte etwas, das uns heute

noch berührt und bewegt und das existenziell bleibt.

Warum treten so viele Menschen aus der Kirche aus?

Constanze: Wir leben in einer indivi- dualistischen Gesellschaft. Die Leu- te denken vielleicht: Weshalb soll ich in so einen «Verein» gehen, wenn ich Spiritualität doch auch allein le- ben kann? Lieber machen sie Yoga, treffen dort Gleichgesinnte, bleiben in ihrer Bubble. Lustig finde ich, dass genau diese Menschen oft den- ken, dass die Kirche eine Bubble ist. Dabei ist Kirche ja eben gerade für alle da. Ich kann aber nachvollzie- hen, wenn der Sonntagmorgen für viele eher Familien- denn Gottes- dienstzeit ist. Viele Gemeinden bie- ten deshalb bereits andere Zeiten für Gottesdienste an.

Felix: Die Kirche hat lange von einem sozialen Druck profitiert. Es gehör- te dazu, dass man sich am Sonntag im Gottesdienst zeigte. Ich bin nicht sicher, ob die Leute früher viel from- mer waren. Als ich Teenager war, war es Punk, sich nicht konfirmie- ren zu lassen. In der Stadt Zürich ist es heute umgekehrt: Meine älteste Tochter wird in ihrer Klasse viel- leicht die Einzige sein, die sich kon- firmieren lässt.

Die Austrittszahlen in der reformier- ten Kirche sind alarmierend.

Felix: Alarmierend für wen? Natür- lich braucht die Kirche eine gewisse Grösse. Aber auch eine geschrumpf- te Kirche kann vielfältig und eine Kirche für das Volk sein. **Constanze:** Eine gewisse Grösse ist schon wichtig, um genug Personal zu haben, das die vielfältigen Auf- gaben meistern kann. Ich stelle eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber der Kirche fest. Früher rebellierte man vielleicht noch dagegen, heute ist sie vielen egal.

Felix: Mit diesem gesellschaftlichen Wandel muss die Kirche einen Um- gang finden. Jammern ist kein Weg.

«Mitgefühl gibt uns Kraft zum Leben, und die Kirche ist ein Wegweiser zum Mitgefühl.»

Constanze Broelemann
Redaktionsleiterin Graubünden

Das wäre, wie wenn ich als Gastgeber einer Party über diejenigen klagte, die nicht gekommen sind.

Verkauft sich die Kirche schlecht?

Felix: Ich weiss nicht, ob es daran liegt. Viele Angebote werden ja ge- nutzt. Zuweilen fehlt der Mut, ein Angebot einzustellen, das nicht mehr gefragt ist. Dann sollte die Kirche die Menschen selbst fragen, was sie su- chen. Diesen Übergang muss die Kir- che erst noch schaffen. **Isabelle:** Vielleicht reagiert die Kir- che zu langsam auf die Veränderun- gen. Oder sie hat Angst, zu verlieren, was ihr noch geblieben ist, anstatt mutig Neues zu wagen. Ich glaube nicht, dass es heute weniger spiritu- ell interessierte Menschen gibt als in früheren Zeiten.

Was stimmt euch zuversichtlich?

Felix: Ich versuche, an das zu den- ken, was weiterhin da ist. Noch im- mer sind im Kanton Zürich 24 Pro- zent der Bevölkerung Mitglied der

reformierten Kirche. Und das frei- willig. Niemand muss heute einen sozialen Abstieg befürchten, wenn er aus der Kirche austritt. Niemand wird stigmatisiert. Dennoch sind noch so viele Menschen dabei und zahlen die Kirchensteuer. Und vie- le Menschen sind froh, dass es die Kirche gibt, obwohl sie nicht Mit- glied sind. An manchen Orten funk- tioniert Kirche auch noch sehr gut. Nur auf den Mitgliederschwund zu starren, ist deprimierend.

Constanze: Ich versuche auch, auf die Ressourcen zu schauen, nicht auf das, was nicht da ist.

Wie würden eure Werbebotschaften für die Kirche lauten?

Felix: Das Evangelium hält den Glau- ben wach, dass eine andere, bessere Welt möglich ist. Wenn sämtliche Menschen, die daran glauben, an die- ser Vision arbeiten, ist schon viel erreicht. Dabei darf der Mensch auf Gottes Zuspruch vertrauen. Die Kir- che kann eine Keimzelle sein für die- sen Gemeinsinn. Die Kirche darf sich nie selbst genügen. Sie muss in die Welt hinaus wirken, sie zum Guten verändern wollen.

Constanze: Kürzlich fragte mich ein Schüler, was «Erbarmen» sei. Erbarmen, Mitgefühl, finde ich extrem wichtig. Die Kirche lebt Mitgefühl. Die Menschen, die Tiere, die Natur sind zerbrechlich, das müssen wir schützen. Mitgefühl gibt uns Kraft zum Leben, und die Kirche ist ein Wegweiser zum Mitgefühl.

Isabelle: Das Christentum hat eine Geschichte, in der nicht nur Gutes geschah. Ich finde es wichtig, dass die Kirche weitermacht, um ihre Ver- antwortung wahrzunehmen. Denn sie hat unsere Kultur sowie unsere Werte stark geprägt.

Interview: Anouk Holthuisen, Mirjam Messerli



Den Menschen bewusst machen, was Kirche leistet

Die Kirche verkauft sich heute nicht mehr von allein. Sie ist eine von vielen Mitbewerberinnen am Markt der sinn- und gemeinschaftsstiftenden Institutionen. Deshalb, da sind sich Werbefachleute einig, soll sie mehr und gezielter kommunizieren.

Darum Kirche!

«Marketing hilft, kirchliche Arbeit zu reflektieren und besser zu machen.»

Cla Famos
Theologe, Jurist, Politiker

Mit Reklame, so erklärte der Basler Theologe Karl Barth (1886–1968) einmal, mache sich die Kirche einem Händler vergleichbar und stelle sich selbst infrage. Diese Einstellung gegenüber «Reklame» ist unterdessen veraltet – wie der Begriff selber auch. Heute spricht die Werbebranche lieber von Kirchenmarketing und Dialogkommunikation.

Dass Marketing nötig ist, weiss man unterdessen auch in der reformierten Kirche. Bereits vor knapp 20 Jahren fand in Zürich zum Thema «Kirche und Marketing? Ökonomische Methoden und ihre Grenzen» eine Tagung statt. Organisiert wurde der Anlass von Cla Famos. Dies inspirierte daraufhin den Theologen und promovierten Juristen, seine Habilitationsschrift dem Thema «Kirche zwischen Auftrag und Bedürfnis» zu widmen. «Marketing kann helfen, die kirchliche Arbeit zu reflektieren und besser zu machen», sagt Famos. Auch Kirche müsse sich immer wieder neu an den Bedürfnissen der Menschen orientieren.

«Lange bewegte sich die Kirche in einem abgeschotteten Markt», erklärt Famos, «ihre dominante Posi-

tion hat sie bereits vor einiger Zeit verloren.» Heute sei sie einer von zahlreichen Playern in einem religiösen Markt mit einer breiten Palette an Anbietern.

Ein schwieriger Spagat

Sich darin zu behaupten, ist gerade für die reformierte Kirche eine Herausforderung. Denn sie will alle ansprechen, von der alleinerziehenden Mutter über den konservativen Rentner bis zum queeren Jugendlichen. «Marketingtechnisch hat die katholische Kirche viel mehr Potenzial», sagt Guido Wietlisbach, Marketing- und Kommunikationsberater in Zürich. Dies, weil sie sich klarer abgrenze und klarer positioniere. «Dafür

steht die reformierte Kirche näher bei den Menschen.»

Wietlisbach hat mit dem Pfarrer, Journalisten und einstigen Kommunikationsleiter der Aargauer Landeskirche Frank Worbs in den letzten Jahren einige viel beachtete Kirchenkampagnen realisiert. Auch Worbs betont, dass die Kirche mehr kommunizieren müsse. «Leider ist das nicht gerade eine Stärke der Landeskirchen.» Dabei fehlt es der Kirche nicht an sogenannten Touchpoints, Berührungspunkten zwischen Kunden und Unternehmen. Es sind dies die Lebensumbrüche der Menschen: Geburt, Scheidung, Umzug, Stellenwechsel und andere.

Die im Jahre 2017 von Wietlisbach und Worbs lancierte Kampagne «Lebenslang Mitglied bleiben» präsentiert eine Palette an Handlungsmöglichkeiten und zeigt auf, dass die Kommunikation gerade mit den nicht aktiven Mitgliedern wichtig ist. Oftmals bringt bereits Kleines viel: eine Geburtstagskarte für die Jubilarin etwa oder ein Telefonat mit Neuzugezogenen.

Doch warum tut sich die Kirche, zu deren Kernauftrag auch die Ver-

kündigung gehört, just so schwer mit der Kommunikation? «Sie hat sich immer noch nicht darauf eingestellt, dass sie nicht mehr der Ort ist, wo man sich trifft, versammelt und begegnet», sagt Frank Worbs. Die Kirche sei für breite Teile der Gesellschaft schlicht nicht mehr relevant. Diesen Verlust könne man nicht mit Werbung und neuen Angeboten wettmachen. Vielmehr sei ein Perspektivenwechsel nötig. Es gel-

«Leider ist Kommunikation nicht gerade eine Stärke der Kirche.»

Frank Worbs
Pfarrer, Kampagnenmacher

te, das Blickfeld zu öffnen auf die Gruppe der «Kontaktlosen», also jener Mitglieder, die zwar die Kirchensteuer bezahlen, in der Kirchgemeinde aber nicht wirklich sichtbar sind. «Sie leisten als Steuerzahlende wertvolles finanzielles Engagement, wissen jedoch bloss sehr wenig von ihrer Kirche.»

Dass eine Kirchgemeinde lebt, gehöre professionell kommuniziert. «Ein Branding lancieren», so nennt es Wietlisbach. Dazu eignen sich Renovationen, Einweihungen oder Jubiläen wie etwa «500 Jahre Reformation Johannes Comander», das 2023 in Chur stattgefunden hat.

Die reformierte Kirche Chur wollte die Bedeutung des Churer Reformators für die Geschichte Graubün-

«Es ist uns gelungen, die Kirche in den Blick der Gesellschaft zu bringen.»

Curdin Mark
Kirchgemeindepräsident Chur

dens in möglichst breiten Kreisen bekannt machen. Diese Kampagne mit kulturellen, historischen, gesellschaftspolitischen und spirituellen «Leuchttürmen» richtete sich vor allem an die nicht aktiven, «unsichtbaren» Kirchenmitglieder. Die Botschaft lautete: Die Werte der Reformation, etwa Gleichberechtigung wie auch Teilhabe, haben bis heute nichts an ihrer Gültigkeit verloren.

Ins Schwarze getroffen

Die Bilanz des Churer Kirchgemeindepräsidenten Curdin Mark fällt positiv aus: «Es ist uns gelungen, die Kirche wieder in den Blick der Gesellschaft zu bringen.» Etwa habe sich die Beteiligung an der Kirchgemeindeversammlung spürbar erhöht. Auch die Besuchszahlen der offenen Regularkirche, wo Diskussionen, Konzerte und Lesungen stattfinden, seien konstant erfreulich.

Schon sechs Jahre zuvor hatte die Kirche ein Jubiläum gefeiert, schweizweit und international: Die Anlässe zu «500 Jahre Reformation» sprachen gezielt auch ein kirchenfernes Publikum an. Mit Erfolg: Der Spielfilm «Zwingli» verzeichnete 250 000 Eintritte, das Multimediaspektakel auf dem Berner Bundesplatz zog 440 000 Menschen an. Mehr Kircheneintritte bewirkten diese Aktionen zwar nicht. Doch eine Frage befand sich zumindest ein Jahr lang wieder im öffentlichen Fokus: Was, wenn die reformierte Kirche nicht existieren würde? Rita Gianelli

Ein Land der Poesie neu entdecken

Dichtung Gertrud Kolmar (1894–1943) gilt als eine der wichtigsten deutschen Lyrikerinnen. Ihr Werk ist ein literarischer Kontinent, den es erst noch zu entdecken gilt. Zwei neue Biografien können als Landkarten dienen.

Eigentlich hiess sie Gertrud Chodziesner. 1917 legte der Vater ihr aber ein hübsches Büchlein unter den Christbaum: Es trug den schlichten Titel «Gedichte», und auf dem Einband stand «Gertrud Kolmar» als Autorin. Der Vater hatte die Lyrik der Tochter drucken und binden lassen und ihr einen Künstlernamen gegeben, der deutsch klang.

Die Deutschen hatten die in Polen liegende Stadt Chodziesen 1878 in Kolmar umbenannt, und der auf Deutschland stolze Vater tat dasselbe mit seiner Tochter. Schliesslich war er ein Anwalt mit Kontakten in die höchsten Berliner Kreise.

Ein Weg voll Not und Klage

Die 23-Jährige wurde also mit dem Plazet des Vaters zur deutschen Dichterin. Was dieses Dichtersein für sie bedeutete, beschrieb Kolmar so: «Du hältst mich in den Händen ganz und gar. / Mein Herz wie eines kleinen Vogels schlägt / In deiner Faust. Der du dies liest, gib acht; / Denn sieh, du blätterst einen Menschen um.» Fortan erschuf sie für ein verdichtetes Leben zum Umblättern und Nachfühlen: «So ruf' ich dich. Mein Ruf ist dünn und leicht. / Du hörst, was spricht. Vernimmst du auch, was fühlt?»

Bereits bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war Gertrud Kolmars Leben alles andere als leicht. Was auf sie zukam, schien sie prophetisch-poetisch zu erahnen: «Ich weiss es / Plage steht am Wege, den ich schreiten will. / Not steht an dem Wege, den ich schreiten will.» Auch Tod und Klage sieht sie am Wegesrand und beschliesst trotzig: «Ich weiss es – und schreit ihn doch!» So steht es 1917 in einem ihrer frühen Gedichte.

Die Einsamkeit, Leid und Ohnmacht, die aus ihren Zeilen sprechen, hat sie da bereits erfahren: 1915 eine Abtreibung, 1916 folgt ein Suizidversuch. Auch später verläuft ihr Leben tragisch. Zwischen 1932 und 1939 führt sie eine lose Beziehung mit Karl Josef Keller, einem Dichter mit deutsch-völkischem Einschlag –



Eines der wenigen Bilder von Gertrud Kolmar zeigt sie mit 34. Foto: akg-images

ausgerechnet. Im Jahr 1939 wird die Villa der jüdischen Familie in Berlin zwangsverkauft und von 1941 bis 1942 muss sie Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie leisten. Während andere Mitglieder der Familie fliehen, bleibt Gertrud bei ihrem alten Vater und teilt das Schicksal anderer jüdischer Töchter: die Ermordung in den Gaskammern.

Ihr poetisches Vermächtnis wird in den höchsten Tönen gelobt. Da-

bei stand die Lyrikerin in der öffentlichen Wahrnehmung immer etwas im Schatten anderer jüdischer Autorinnen wie Else Lasker-Schüler, Rose Ausländer, Edith Stein oder auch Hilde Domin. Für die Weggefährtin und Nobelpreisträgerin Nelly Sachs war sie hingegen schlicht «eine der grössten Lyrikerinnen».

Unglückliche Beziehungen, eine Abtreibung und ihre Kinderlosigkeit kommen in ihrem Werk immer

wieder zur Sprache. Im Gedicht «Die Irre» schreibt sie 1927: «Mein Kind wohnt ganz allein / im Garten unter dem mächtigen, harten Stein». Und weiter: «wo ich auch sitze: immer geh' ich zu meinem Kind». Drastisch und plastisch verleiht Kolmar der Sehnsucht nach dem für ewig Verlorenen Ausdruck.

Eine Beterin mit Bildern

Gleichzeitig scheint in ihren Gedichten aber immer auch ein tröstlicher Gegenentwurf auf wie in dem wenig später verfassten Gedicht «Die Beterin»: «Nun will ich diesen Engeln gern mein kleines rundes Mühn erzählen; / Sie haben ja auch Hände, eine Bittschrift anzunehmen / [...] und wo sie keine Hilfe wissen, werden sie mich trösten, / Am Ende mich vom Sein mit jenem Rühren und dem Lächeln heilen.»

Die jüdische «Allgemeine Zeitung» schreibt: «Die Gestik ihrer oft bildlichen Gedichte weist ins Religiöse.» Mal ist sie in ihren Gedichten der Ostwind, das Finstere, Himmel und Erde zugleich. Kolmar selbst sah sich als einen «Kontinent, der eines Tages stumm im Meere versinkt».

Nun harrt ihr literarischer Kontinent der Neuentdeckung. Zwei Biografien können dafür als Landkarte dienen: Die von Friederike Heimann

«Ich bin ein Kontinent, der eines Tages stumm im Meere versinkt.»

Gertrud Kolmar
Dichterin

ist wie ein Kennenlernspaziergang auf biografischen Spuren. Die andere von Ingeborg Gleichauf hilft wie eine Leseanleitung, um ihr näherzukommen. Im Jahr 1943 starb sie im KZ in Auschwitz als Gertrud Chodziesner. 1935 hatten die Nationalsozialisten das Tragen von Pseudonymen verboten. Christian Kaiser

Friederike Heimann: In der Feuerkette der Epoche. Jüdischer Verlag, 2023; Ingeborg Gleichauf: Alles ist seltsam in der Welt. Aviva, 2023

Kindermund



Vom leicht schwefeligen Zauber des Bergwinters

Von Tim Krohn

Gestern beschloss Bigna, den Winter zu vertreiben. «Seit Anfang November liegt Schnee», sagte sie grimmig. «Wenn ich nichts unternehme, bleibt das so bis April. Das ist ein halbes Jahr, oder?» «Fast.» «Eben. Ein halbes Jahr Schnee, das hält kein Mensch aus.» «Aber jetzt fängt doch erst die Skisaison an.» Sie stutzte. Ski fahren tat sie gern, und sie brachte auch jedes Jahr eine Medaille heim. Dann beschloss sie: «Ich zaubere den Schnee nicht aus der Welt, nur von Santa Maria weg auf den Piz Minschuns.» «Du zauberst?» Sie nickte und legte gleich los.

Als Erstes schlug sie ein zerfleddertes Büchlein auf, das früher der «tatta» gehört hatte, ihrer Urgrossmutter: «Albertus Magnus sympathetische Geheimnisse für Menschen und Vieh». Mit beschwörender Stimme las sie: «Maria in der Kindbett lag, drei Engel Gottes taten ihr pflegen, Sankt Michael, Sankt Gabriel und Sankt Petrus.» Dann las sie stumm weiter und stöhnte. «Jetzt müsste ich erst alle Sterne, alle Schneeflocken, Regentropfen, Tropfen im Meer und Sandkörner zählen. Das ist ein blöder Zauber!» Sie schlug das Buch zu und pfefferte es in die Ecke. Dafür kramte sie einen Munitionsring für ihre Knallpistole aus einer Schublade und schlug mit dem Hammer darauf ein, bis die Funken spritzten. Dazu rief sie: «Schnee, verzieh dich, Wolken, verzieht euch, Sonne, komm her und geh nie wieder weg.» Viel geschah nicht, immerhin stank es nach Schwefel.

«Der Himmel ist ja blau, die Sonne ist da, sie steht nur zu tief», sagte ich. «Das Problem sind keine Wolken, sondern der Piz Mezdi.» Bigna sah mich wütend an und musterte den Piz Mezdi mit dem weissen Lichtkranz eine Weile, während sie schon mal probeweise den Hammer schwang. Doch schliesslich schüttelte sie den Kopf. «Weisst du was? Wir machen es ganz anders. Du fährst mich jetzt auf den Piz Minschuns, wir fahren Ski, danach essen wir auf der Sonnenterrasse Schnipo.» «Jeden Tag bis April?» «Nein, bei schlechtem Wetter zaubere ich wieder ein bisschen. Aber du hast recht, im Winter haben wir fast immer blauen Himmel. Zudem ist der Frühling nach so einem langen Winter am allerallerschönsten.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Was sind die Hintergründe für den Judenhass?

Warum sind die Juden so verhasst, und dies in den verschiedensten Ländern? Es gibt sicher Hintergründe und Erklärungen, die mir aber unbekannt sind. Um etwas zu verstehen, sollte man die Ursachen kennen. Vielleicht können Sie mir beim schwierigen Thema Antisemitismus weiterhelfen?

Hass auf Minderheiten ist allgegenwärtig – wir finden ihn in allen Gesellschaften und Kulturen zu allen Zeiten. Hass entspringt einem tiefen Misstrauen gegenüber dem Fremden, einer Angst, die im Untergrund schwelt und die sich in Verschwörungsgeschichten verdichten kann. Es sind immer die anderen, die uns fremd sind. Und die Fremden, die uns Angst machen. Es braucht nicht viel für Hass und Gewalt – nur einen Ankläger, der in die Glut bläst und das Feuer entfacht.

In Zeiten der Unsicherheit fand sich immer ein Sündenbock, den man in die Wüste jagen konnte. Oder ein «Brunnenvergifter», den man für die Seuche verantwortlich machte. Waren es die Hexen? Die Muslime? Die Freimaurer? Oder die Jesuiten? Sie fragen, warum die Juden, eine religiöse Minderheit, die jahrhundertlang ver-

folgt und verfehmt wurde, immer noch verhasst ist. Sozialpsychologische Theorien können helfen, das Gift des Antisemitismus im Giftschrank einer universalen Unmenschlichkeit zu versorgen.

Aber die allgemeinen Erklärungen genügen nicht, um zu verstehen, warum Christen an ihren älteren Geschwistern schuldig geworden sind. Dazu braucht es einen selbstkritischen Blick in den Spiegel, eine Aufarbeitung und Aufklärung der eigenen Feindseligkeit. War ausgerechnet das gemeinsame Erbe der Grund dafür oder weil sie nicht Christen werden wollten, dass man sie in die Rolle der Aussenseiter drängte und sie sich als «Brunnenvergifter» anboten? War es dieser schreckliche und absurde Vorwurf, dass die «Juden» Jesus getötet haben? Als ob Jesus kein Jude gewesen wäre! Der Antise-

mitismus ist uralte. Seine Ursachen zu kennen, ihn zu bekämpfen, ist wichtig. Es ist ein Lehrstück dafür, was es heisst, die Anderen in ihrer Andersheit anzuerkennen, eine Aufgabe, die jeder Generation von Neuem aufgetragen ist.



Ralph Kunz
Professor für Praktische Theologie,
Universität Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Corinne Dobler (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an Lebensfragen@reformiert.info

Begegnungen haben Ängste abgebaut

Diakonie Vor sechs Monaten ging in Wildegg eine grosse Asylunterkunft in Betrieb. Die Sorgen der Bevölkerung sind versiegt, immer wieder finden Begegnungen statt. Dafür sorgt auch die Kirche.

Im Café Moosberger in Möriken-Wildegg herrscht Hochbetrieb. Es ist Dienstagmittag, alle Tische sind besetzt, denn das Café mit Bäckerei gleich beim Bahnhof Wildegg ist ein beliebter Treffpunkt von Senioren und Seniorinnen aus dem Dorf. Man kennt sich, spricht auch gern mit Leuten am Nachbartisch, sogar die Kellnerin setzt sich spontan mal hier, mal dort dazu.

Zwischendurch blicken die Gäste immer wieder durchs Fenster auf die andere Strassenseite, wo junge Männer die Tische vor dem ehemaligen Hotel Aarehof mit Tannenzweigen dekorieren und Teelichter anzünden. «Das machen sie schon schön!», sagt eine Kuchen essende Frau anerkennend zu ihrem Mann. Er nickt.

Erst heftiger Widerstand
Sechs Monate sind vergangen, seit im Aarehof eine Asylunterkunft für

maximal 140 Männer eröffnet wurde. Die Ankündigung des Zentrums durch den Kanton im April verursachte einen Aufstand. Über 2000 Leute, von denen viele gar nicht in der Gemeinde leben, unterschrieben auf Facebook eine Petition gegen die Unterkunft. Darin stand, man wolle nicht, dass Frauen und Kinder belästigt werden, die Kriminalität zunehme und das Gewerbe leide. Zwei Tage bevor die ersten Geflüchteten in den Aarehof einzogen, marschierten Rechtsextreme auf.

Einer der Kritiker, die sich damals öffentlich in den Medien äusserten, war Willi Moosberger, Inhaber der Bäckerei. Er und seine Frau geben Ende Dezember altershalber das Geschäft auf, er fürchtete, wegen der grossen Unterkunft würde ihm dies nun niemand mehr abkaufen wollen. Auch waren einige seiner Mitarbeiterinnen an ihn gelangt, weil



Backspass in der Asylunterkunft Wildegg.

Foto: Daniel Kellenberger

sie sich sorgten, es könne beim Arbeitsbeginn mitten in der Nacht vor dem Haus zu unangenehmen Begegnungen kommen.

Nun, Mitte Dezember, haben sich die Bedenken verflüchtigt. Moosberger sagt: «Es läuft gut, die Leute sind wirklich anständig, und die Bäckerei wird ab Januar von jemand anderem weitergeführt.» Auch die Gäste im Café äussern sich positiv. «Sie sagen immer freundlich Grüezi», erzählt einer. Und eine Frau: «Letztes bot mir ein junger Mann an, die Einkaufstasche zu tragen. Das war also schampar nett.»

Bäume gepflanzt

Zur Entspannung wesentlich beigetragen hat eine Initiative des reformierten Pfarrteams Martin Kuse und Regula Blindenbacher. Nach der Er-

«Wenn Menschen sich integrieren möchten, braucht es immer beide Seiten.»

Willi Moosberger
Bäcker

öffnung der Unterkunft überlegten die beiden, wie man die neuen und die einheimischen Dorfbewohner zusammenbringen könnte. Um eine erste Idee zu diskutieren, luden sie Freiwillige aus der Kirchgemeinde

ein. Diese brachten aber ihre eigenen Ideen mit – das Netzwerk Aarehof war geboren. Seither haben Bewohner aus dem Ort gemeinsam mit den geflüchteten Männern 200 Eichen gepflanzt, die 20 Aufführungen der alljährlich stattfindenden Operette auf die Beine gestellt und sämtliche Stände für den Weihnachtsmarkt im Schloss montiert. Zurzeit sucht man nach Sportgelegenheiten für die Geflüchteten. Im Netzwerk macht auch Bäcker Willi Moosberger mit. Er sagt: «Wenn Menschen sich integrieren sollen, braucht es ja immer beide Seiten.»

Advent aus dem Bilderbuch
Um Punkt 17 Uhr stehen vor dem Aarehof rund zwei Dutzend Menschen: Möriker, Wildegger, Bewohner der Unterkunft, Mitarbeitende des Kantonalen Sozialdiensts. Unter Applaus ziehen zwei Männer das Papier von einem zugeklebten Fenster, dahinter erscheinen ein Weihnachtsbaum, Pakete und ein Rentier aus Lichterketten, aus einem Lautsprecher schallt Weihnachtspop.

Die Männer aus der Türkei und Afghanistan reichen Guetli und Baklava, die sie mit zwei Frauen aus dem Netzwerk Aarehof gebacken haben. Auch Pfarrer Martin Kuse knabbert Gebäck, und unter die Gäste haben sich inzwischen auch Regierungsrat Jean-Pierre Gallati und Gemeindepräsidentin Jeanine Glarner gemischt. Auf der Treppe zum Eingang des Aarehofs steht strahlend der Unterkunftsleiter Francesco Tucci und beobachtet die Szene. «Das ist einfach wunderbar! So muss es sein!» Anouk Holthuizen

INSERATE

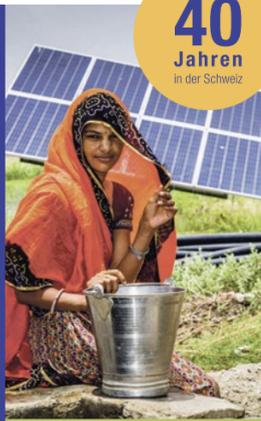
Wollen Sie Ihr Geld nachhaltig und transparent anlegen?



Gebührenfrei



Genossenschaft



Monatlich kündbar

Seit **40** Jahren in der Schweiz

Mit Oikocredit investieren Sie in eine Geldanlage mit Sinn

Oikocredit ist eine Genossenschaft und gilt als Pionierin im Bereich nachhaltiger Investitionen. Seit über 45 Jahren finanziert Oikocredit Partnerorganisationen und Unternehmen im globalen Süden, um das Leben wirtschaftlich benachteiligter Menschen zu verbessern.

Erfahren Sie, wie ein Investment bei Oikocredit wirkt.



oikocredit-investieren.ch



Oikocredit Schweiz
General-Guisan-Strasse 47
8400 Winterthur

044 240 00 62
info@oikocredit.ch
www.oikocredit.ch

International Blue Cross

HOFFNUNG SCHENKEN
Mit unserem Life-Skills-Programm stärken wir Kinder und Jugendliche in Afrika.
Wir helfen Ihnen, Perspektiven für eine Zukunft ohne Drogen, Alkohol und Gewalt zu entwickeln.

www.internationalbluecross.org

IBAN: CH97 0900 0000 4002 5648 4
Spendenkonto: 40-25648-4

Schon mit einer Spende von 50 CHF können Sie einem jungen Menschen die Teilnahme an unserem Programm für ein Jahr ermöglichen!

TEWO

Sozialwerk Pfarrer Sieber

Obdach und Wärme.

Für Menschen ohne Zuhause.

pfuusbus.ch

terra sancta tours

ALTE LEGENDEN, MYSTISCHE KIRCHEN UND JUNGE DEMOKRATIEN

Georgien/Armenien
mit Dr. Toni Bernet-Strahm, Luzern
24. Mai - 7. Juni 2024
Mehr Infos unter www.terra-sancta-tours.ch

Tipps

Ausstellung I

Was der Wald über Identität erzählt

Eine internationale Gruppe von 16 Künstlerinnen und Künstlern führt gemeinsam mit dem Plant Ecology Research Lab der EPFL Lausanne in die Wälder, vom letzten Urwald Europas in die Tiefen des Amazonas, durch Geisterwälder der Vergangenheit bis hin zu autonomen Bäumen der Zukunft. Die künstlerischen und wissenschaftlichen Beiträge erkunden das artenreichste Zuhause für mehr als drei Viertel aller Lebewesen an Land. **aho**

Dear2050: Entangled Forests. Bis 6. Januar, Kornhausforum, Bern, www.dear2050.org



Kunst trifft auf Wissenschaft in «Entangled Forests».

Foto: zvg

Konzert



Nuria Rial

Foto: zvg

Feierlicher Jahresauftakt mit Nuria Rial

Klar und unprätentiös sind die Interpretationen der Spanierin und immerzu berührend. Mit dem Capriccio Barockorchester (Leitung Dominik Kiefer) gestaltet die Sopranistin im Rahmen von «Soprano jubilante» einen feierlichen und mitreissenden Jahresauftakt. **aho**

Soprano jubilante. 14. Januar, 17 Uhr, ref. Stadtkirche, Aarau, www.capriccio-barock.ch

Ausstellung II



Natur – auch auditiv.

Foto: zvg

«Natur – und wir?» um acht Monate verlängert

Aufgrund der vielen Konflikte weltweit droht sie vergessen zu gehen, doch die Natur und unser Umgang mit ihr müssten uns angesichts des Klimawandels besonders am Herzen liegen. Die sinnlich erfahrbare Ausstellung, zu deren Projektpartnern die reformierte Landeskirche zählt, wurde bis Juni verlängert. **aho**

Natur – und wir? Bis 30. Juni, Stapferhaus, Lenzburg, www.stapferhaus.ch

Agenda

Bildung

Wie die ersten Christ:innen lebten

An drei Abenden möchten wir uns mit den ersten hundert Jahren der christlichen Kirche auseinandersetzen. Wir lesen dazu Auszüge aus dem Neuen Testament und anderen, auch nicht christlichen Texten aus jener Zeit. Die ersten Christ:innen lebten in einer ganz anderen Zeit als wir, und doch sind Christ:innen auch heute eng mit ihnen verbunden. Geleitet werden die Abende von Andreas Hunziker und Kathrin Remund vom Pfarrteam sowie dem Historiker Daniel Gugger. Mi, 10./17./24. Januar, 19.30 Uhr Länzihuus, Suhr

Kurs Enneagramm

Wie können wir uns und die Menschen um uns herum besser verstehen und annehmen? Und wie können wir die Erkenntnisse nutzen, um unsere Beziehungen positiv weiterzuentwickeln und die gegenseitige Wertschätzung zu vertiefen? Diesen Fragen gehen wir in diesem Vertiefungskurs nach. Vorkenntnisse zum Enneagramm müssen vorhanden sein. Di, 23.1./13.2./27.2., 19.30–22 Uhr ref. Kirche, Oftringen

Kosten: Fr. 90.– plus Fr. 23.– für die Unterlagen. Finanzielle Gründe sollen aber kein Hindernis sein. Kontakt und Anmeldung bis 15.1.: Sonja Neuen-schwander, 5neuen@bluewin.ch

TheoTalk: Aufklärung bitte!

Der zweite TheoTalk nimmt das Jahresthema der reformierten Kirchgemeinde Baden plus auf: «Kei Angscht». Keine Angst vor schwierigen Debatten, vor Aufklärung und deren Konsequenzen. Auch die reformierte Kirche erlebt Austritte, weil die Aufarbeitung der Missbrauchsskandale in der katholischen Schwesterkirche viele Menschen aufrüttelt. Was braucht es jetzt? Im TheoTalk wird darüber gesprochen, wo es jetzt Aufklärung, Debatte und schnelle Veränderung braucht – und wie es bei den Reformierten steht. Wie sieht eine zukunftsgerichtete Sexualeufklärung in Schulen, Kirchen und Vereinen aus? Gäste: Alt-Ständerrätin Christine Egerszegi, Luc Humbel, ehemaliger Kirchenratspräsident der katholischen Kirche des Kantons Aargau.

So, 28. Januar 10.15 Uhr (Gottesdienst) 11 Uhr (TheoTalk) ref. Kirche, Baden

Begegnung

Lesung zum Thema Depression

Der Theologe und Pfarrer Max Hartmann spricht über das Buch «Zurück

zum Leben – Das Tagebuch meiner Depression».

Do, 18. Januar, 19 Uhr Pfarrhaussäli Glashütten, Murgenthal

Film und Diskussion

Die Reformierte Kirche Aargau und Palliative Aargau laden zu «Das Ende ist mein Anfang» ein: Es ist die Verfilmung des Buchs von Tiziano Terzani, in dem er sich mit seiner Krankheit auseinandersetzt. Ein Film mit Bruno Ganz in der Hauptrolle. Danach findet eine Diskussion statt.

Do, 25. Januar, 18 Uhr Stadtmuseum, Aarau

Keine Anmeldung nötig, freiwilliger Unkostenbeitrag

Spiritualität

Ökumenischer Neujahrsgottesdienst

Gemeinsam das neue Jahr begrüßen, gestärkt durch einen Gottesdienst, Musik und einen geselligen Brunch. Christa Kaufmann vom katholischen Kirchenzentrum Brugg-Nord und Wolfgang von Ungern-Sternberg von der reformierten Kirche Umiken heissen alle herzlich willkommen.

Mo, 1. Januar, 10.30 Uhr Zentrum Lee, Riniken

Kultur

Neujahrskonzert

Beschwingte Musik vom Trio La Jalousie mit Sabine und Sven Bachmann-Frey und Martina Brodbeck.

Mo, 1. Januar, 17 Uhr ref. Kirche, Reinach Eintritt frei, Kollekte

Im Rausch des Gospels

Unter der Leitung von Dirigent Roberto Canci tourt der Niederlenzer Chor Voices of Joy im und um den Aargau. Das diesjährige Programm heisst «Sounds of Gospel». Mit Shanky Wyser am Piano, Oliver Keller am Bass und Martin Dürrenmatt am Schlagzeug.

Sa, 6. Januar, 20.30 Uhr ref. Kirche, Gränichen

Kein Vorverkauf, Tickets an der Abendkasse

Kirchenchor sucht Projektsänger:innen

Der Kirchenchor Seengen lädt ein, gemeinsam eindruckliche Werke einzustudieren, die an der Abendmusik im März aufgeführt werden. Es sind Werke u. a. von Bach, Schütz und Fauré. Die Proben beginnen im Januar.

ab Do, 11. Januar, 20 Uhr ref. KGH, Seengen

Eintritt frei, Kollekte

Kontakt und Anmeldung: Chorleiterin Christa Peyer, 062 842 13 65, chripe@ziksuhr.ch

Gospelprojekt in Seon

Singen verbessert die Gehirnaktivität, stärkt das Immunsystem, macht glücklich und stärkt das Gemeinschaftsgefühl. Darum stehen die Jahreskonzerte 2024 (Leitung Slava Kästli) unter dem Motto «Never stop singing!». Es ist zugleich eine Einladung: Neue Mitglieder sind herzlich willkommen, bis zu den drei Jahreskonzerten im Januar 24 allerdings nur geübte Sänger:innen.

- So, 14. Januar, 18 Uhr ref. Kirche, Balsthal

- Sa, 20. Januar, 18 Uhr ref. Kirche, Seon

- So, 21. Januar, 18 Uhr ref. Kirche, Seon

Eintritt frei, Kollekte

Chorkonzerte Schubert und Bruckner

Schuberts Messe in G ist ein Werk mit breitem Ausdrucksspektrum, die Motetten Bruckners von tiefer Gläubigkeit. Stefan Müller hat mit seinem Chor Schola Cantorum Wetingensis ein stimmiges Programm zusammengestellt. Chor und Solisten werden von einem Streichquartett, Fagott, Kontrabass und Claviorganum begleitet.

- Sa, 27. Januar, 19.30 Uhr kath. Kirche St. Anton, Wettingen

- So, 28. Januar, 17 Uhr kath. Kirche Guthirt, Niederrohrdorf

Tickets: www.schola.ch, Abendkasse: eine Stunde vor Konzertbeginn

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Auflösung zVisite-Rätsel

Wir gratulieren

Die Lösung lautet: «Der alte Fritz»

1. Preis: Erika Würsch, Adetswil.
2. Preis: Brigitte Müller-Hofmänner, Wattenwil.
3. Preis: Alexander Schürch, Ersigen.
4. Preis: Bruno Hollenstein, Hittnau.
- 5.–7. Preis: Ursi Haller, Bülach; Werner Steinemann, Aeugst am Albis; Eveline Egloff, Frenkendorf. Wir gratulieren herzlich und wünschen viel Freude. Die Redaktion



Leserbriefe

reformiert. 12/2023, Front **Ein Licht des Friedens in der Nacht des Kriegs**

Ein Zeichen der Hoffnung

Der Artikel über das Friedensdorf Neve Shalom in Israel war für mich ein Lichtblick in dunkler Zeit. Muslime, Juden und Christen ringen in diesem Dorf um ein friedliches Zusammenleben, obwohl Terror, Krieg und Hass in ihrer Nähe die Oberhand zu haben scheinen. Niemand habe bis heute das Friedensdorf verlassen. Was für ein Zeichen der Hoffnung! Offenbar ist Frieden dort möglich, wo Menschen ihr Herz öffnen und im Nächsten nicht einen Fremden oder gar Feind sehen, sondern einen Mitmenschen, den es zu achten und zu lieben gilt. **Rolf Geiser, Zürich**

reformiert. 12/2023, S. 12 **Cartoon Christoph Biedermann**

Gedankenlos übernommen

Vielen Dank für Ihre Zeitung, ich lese sie immer wieder gern. In der letzten Ausgabe – und im Allgemeinen in unseren täglichen Gesprächen – finde ich es schade, dass der Wortgebrauch der Massenmedien so gedankenlos übernommen wird. Dies auch im Cartoon von Herrn Biedermann. Es ist doch so, dass Frieden der Normalzustand ist. Daher ist es schade, dass «Krieg» nicht als Ausfahrt wieder gegeben wird. Orwell hat in seinem Buch «1984», denke ich, sehr deutlich gemacht, was mit Sprache (New-speak) angerichtet werden kann. Und auch Wallace und Darwin beschreiben, dass Evolution Harmonie und Zusammenarbeit ist (und nicht, was viele Leute meinen, «dog eat dog»). Ich kategorisiere also Krieg als unnatürlich und Harmonie (definiert als akzeptierte Ungleichheit mit Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten usw.) als der natürliche Zustand. Damit schlafe ich auch besser ein :-). **Thomas F. Andersson, Bern**

reformiert. 12/2023, Seite 5-8 **Dossier «Die Kopten»**

Faszinierend

Herzlichen Dank für das Dossier «Die Kopten». Es ist faszinierend und stimmt nachdenklich, wie diese Chris-

tinnen und Christen sich in einem sehr rauen Umfeld behaupten müssen und es mit viel Engagement und Fröhlichkeit auch tun. Ein Fehler hat sich aber in der Beschreibung der koptischen Kirche eingeschlichen: Auch in Ägypten begann die Islamisierung wohl nicht schon im fünften Jahrhundert nach Christus. Die Geburt von Mohammed wird ja allgemein auf das sechste Jahrhundert datiert. **Thomas Zürcher, Oberdiessbach**

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Limmatauweg 9, 5408 Ennetbaden. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 701 342 Exemplare

Redaktion
AG/ZH Christa Amstutz (ca), Veronica Bonilla Gurzeler (bon), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Anouk Holthuizen (aho), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)
BE Hans Herrmann (heb), Isabelle Berger (ibb), Mirjam Messerli (mm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)

Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Miriam Bossard (Produktion)
Korrektorat: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau

Auflage: 91 622 Exemplare (WEMF) reformiert. Aargau: Erscheint monatlich

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau
Präsident der Herausgeberkommission: Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued
Redaktionsleitung: Felix Reich
Stellvertretung: Anouk Holthuizen
Verlagsleitung: Hans Ramseier

Redaktion und Verlag
Limmatauweg 9, 5408 Ennetbaden
056 444 20 70
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
Direkt bei Ihrer Kirchgemeinde

Inserate
KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
071 314 04 94, u.dick@kueba.ch

Inserateschluss Ausgabe 2/2024
3. Januar 2024

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.



myclimate.org/01-23-295314

Porträt

Mit Pinsel und Papier gegen die Angst

Therapie Geflüchtete haben oft Traumatisches erlebt. Cristina Roters hilft ihnen mit Mal- und Märchenbegleitung, wieder Vertrauen aufzubauen.



Die Spuren auf der Plastikabdeckung erinnern Cristina Roters an die Frauen, die bei ihr malen.

Foto: Marco Frauchiger

Wie fühlt sich ein Pinsel so an? Die meisten Migrantinnen, die zu Cristina Roters kommen, haben noch nie gemalt. Sie stammen aus vielen Regionen von Afghanistan über Sri Lanka bis Afrika. Manche leben schon lange in der Schweiz, andere sind vor Kurzem hierher geflüchtet.

Alle leiden, meist psychisch und oft auch körperlich. Unter Schmerzen, schlaflosen Nächten, quälenden Ängsten. «Wir malen, damit es dem Herzen wieder gut geht», erklärt die 58-jährige Maltherapeutin und Märchenpädagogin den Frauen in der ersten Stunde. Mit einer Bildgeschichte. «Das verstehen sie, auch ohne Deutsch zu können.»

Roters hat mit dem Kunsttherapeuten Joseph Aschwanden 2018 in Solothurn Zaffe ins Leben gerufen. Das Projekt bietet therapeutische Begleitung für geflüchtete Menschen, die im Herkunftsland oder auf der Flucht Schlimmes erlebt haben und sich fern von der Heimat und der Familie in einem fremden Land zurechtfinden müssen.

Vom Meer in die Hügel

Das Empfinden, enturzelt zu sein, kennt Roters selbst. Mit 17 Jahren hat sie die kleine Insel Menorca verlassen und ist nach einem Umweg über Deutschland in die Schweiz gekommen, mit wenig mehr als ih-

ren Farben und einem Schatz Märchen im Gepäck. «Obwohl ich sofort wusste, dass ich hierbleiben wollte, fühlte ich mich im modernen Land fehl am Platz, dies auch, weil ich die Sprache nicht verstand.» Roters war am Meer aufgewachsen, hatte einen Grossvater, der Fischer war, und eine grosse Liebe zur Natur. «Die Wälder, die grüne Landschaft und die Menschen – das gefiel mir in der Schweiz», erzählt sie.

In Bern liess sich die junge Frau zur Malpädagogin und Märchen-erzählerin ausbilden, und sie machte sich selbstständig: Roters arbeitet als Bilderbuchautorin, Illustratorin, Geschichtenerzählerin und Malbe-

gleiterin. Ihre Lebens- und Berufserfahrungen fliessen heute in ihre Arbeit bei Zaffe ein. Zaffe ist ein alter Begriff für Salbei. Die beliebte Heilpflanze kann überall Wurzeln schlagen, und sie wächst auch unter schwierigen Bedingungen.

Diese Fähigkeiten will Roters vermitteln. Die geflüchteten Frauen kommen einzeln in die Malsitzungen. Am Tisch im winzigen Raum, der gerade durch seine Kleinheit Schutz vermittelt, lässt Roters sie zuerst mit dem Ort und dem Material vertraut werden. «Die Frauen haben ein grosses Bedürfnis, sich mitzuteilen, Malen gibt ihnen dazu eine Möglichkeit.» Einige malen gleich zu Beginn ihre Geschichte, andere lassen sich Zeit damit.

Erst wenn Roters merkt, dass das Vertrauen vorhanden ist, schaut sie mit ihnen die traumatischen Erfahrungen an. Um sich diesen zu stellen, sei es wichtig, dass die Frauen etwas Einfaches malten, bei dem sie

«Das Ziel ist, Frieden zu schliessen mit dem, was geschehen ist.»

nicht allzu viel studieren müssten. «Manchmal lasse ich sie die Farbe mit den Fingern aufs Papier bringen, damit sie sich daran festhalten können», führt sie aus und lässt dabei ihre Hände langsam kreisend über die Tischfläche gleiten.

Bildersprache der Seele

Auch Märchen und alte Weisheitsgeschichten, die etwas mit der Situation der betreffenden Frau zu tun haben, setzt sie immer wieder ein. «Märchen reden die Bildersprache der Seele», ist Roters überzeugt. Besonders hilfreich seien die Volksmärchen aus der Heimat der Frauen, die sie auf der Datenbank der Mutabor-Märchenstiftung findet. Sie erinnern die Menschen daran, wie wichtig es ist, ihre Wurzeln zu pflegen und zu nähren.

«So wird die Seele, die eingehüllt war in Schmerzen, wieder frei und kann die Führung übernehmen», sagt Roters. Das Ziel müsse immer sein, Frieden zu schliessen mit dem, was geschehen sei, und sich wieder für das Leben zu öffnen. Für ihre traumabegleitende Arbeit mit Märchen wurde sie 2023 mit dem Schweizer Märchenpreis ausgezeichnet. Veronica Bonilla Gurzeler

Gretchenfrage

Arnold Benz, Astrophysiker:

«Von Gottes Präsenz fühle ich mich getragen»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Benz?

Würde die Frage lauten, ob ich an Gott glaube, wäre die Kurzversion der Antwort: Ja.

Und die lange Version?

Da müsste ich erläutern, was ich mit Gott meine und was mit Glauben. Sich über Gott zu verständigen, ist schwierig. Bereits das Universum ist unvorstellbar gross, und Gott ist somit noch grösser. Zugleich empfinde ich Gottes Kraft und Präsenz als sehr nah, ich fühle mich getragen, gerade in schwierigen Situationen. Und Glauben bedeutet für mich, dass ich etwas für mehr als bloss wahr halte, dass ich mich darauf verlasse und darauf vertraue.

Wie bringen Sie das als emeritierter Professor für Astrophysik in sich stimmig zusammen?

Hier sehe ich keinen Widerspruch. Ich trenne klar: Astrophysik hat nichts mit Religion zu tun. Mit der Naturwissenschaft will ich nicht suchen, wo Gott noch Platz hat, ich will ihn nicht beweisen. Astrophysik und Religion sind ganz unterschiedliche Arten, die Wirklichkeit wahrzunehmen. In der Physik messen wir, in der Religion erfahren wir direkt und individuell. In der Religion erfolgt der Blick aus der Ich-Perspektive und ist weiter. Beiden Sichtweisen gemeinsam aber ist: Wir Menschen verstehen längst nicht alles.

Und es bringt Sie nach wie vor zum Staunen, wie Sie in Ihren Publikationen schreiben. Warum?

Staunen heisst ja, dass ich etwas nicht als selbstverständlich ansehe, es aber wichtig ist. Am deutlichsten erlebe ich dies bei der Feststellung, dass das Universum bestens funktioniert. Das ist unglaublich. Allein schon die Entstehung eines Sterns ist etwas ausserordentlich Kompliziertes. Und solche Phänomene treiben mich auch an, mein Verstehen andauernd zu vergrössern. Darum schreibe ich Bücher: Indem ich für andere formuliere, was ich erkenne und denke, wird mir selbst manches klarer.

Interview: Marius Schären



Astrophysiker Arnold Benz hat jüngst ein Buch mit «astronomischen Psalmen» publiziert. Foto: Reto Schlatter

Christoph Biedermann



Mutmacher

«Die Kirche als Spielraum erleben»

«Sie ist noch sehr klein, meine Enkelin. Kaum zwei, aber sie weiss, was sie will an diesem Abend auf dem Trottoir. «Da!», gibt sie mir zu verstehen und zeigt auf das kleine Tor. Ich öffne die schmiedeeiserne Tür zum Friedhof neben der Kirche. Zufrieden nimmt sie mich an der Hand, führt mich entlang der Kirchenmauer zur Eingangstür um die Ecke. Dort bleibt sie stehen. «Wetsch ine?», frage ich erstaunt. Sie antwortet entschlossen: «Ja.» Die Tür ist unverschlossen, drinnen ist es dunkel. Angst scheint sie nicht

zu haben. Ich finde die Lichtschalter. Sie geht durch den Hauptgang, fischt sich auf einer Bank zwei Sitzkissen und legt sie im Chorraum auf den Boden. Dann setzt sie sich drauf, wie sie das vom «Fiire mit de Chliine» kennt. Lange hält sie es dort nicht aus. Sie entdeckt Peddigröhrkugeln, die als Dekoration gedacht sind, rollt sie auf dem Boden hin und her. Ich freue mich und denke: Hoffentlich geschieht das landauf, landab hundertfach, dass Kinder und Jugendliche ihre Kirche als Spielraum erleben dürfen.» Aufgezeichnet: ck

Jürg Schoch, 68, war Leiter des Gymnasiums und Instituts Unterstrass in Zürich. reformiert.info/mutmacher